Princeton University Library
32101 068354610

20

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

G. Geissler del. Lith. v. Hahn. Stein K. Bauer

_wachet und betet, damit ihr nicht in Anfechtung fallet.

Die Zerstörung der Burg Hohenbüchen.

Ein Gemälde menschlicher Verirrungen aus dem vierzehnten Jahrhundert

von

Aug. Leibrock.

Erster Theil.

Mit Titelkupfer.

Leipzig, 1828.

Bei Christian Ernst Kollmann.

(RECAP)

J467
88
1820

v. 9-10

Sr. Hochwohlgeboren

dem

Herrn Major

Freiherrn von Warkotsch

hochachtungsvoll gewidmet

von dem

Verfasser.

515778

Die Zerstörung der Burg Hohenbüchen.

Erster Theil.

Erstes Capitel.

In dem gesegneten Schwaben-Lande lag am Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf einem mäßig hohen Felsen die Burg des reichen Grafen Adelbert von Hohenbüchen. Der Graf, der bald sein sechzigstes Jahr erreicht hatte, sah aber trotz seines Alters noch dem blühendsten Jünglinge ähnlich, indem ihn sein ganzes Leben hindurch, obgleich er den letzten Kreuzzug gegen die Ungläubigen und viele andere blutige Fehden mitgemacht, Hunger und Durst, Frost und Hitze ertragen, nie

eine Krankheit heimgesucht hatte. Er war ein ächter deutscher Biedermann, in dessen Herzen kein Lug, kein Trug, keine Falschheit zu finden war. In der Fehde war er stets tapfer, doch nie lieblos, nie hart und grausam gewesen. Bei Ritterspielen und Turniren hatte er sich in seinen jüngern Jahren stets durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit ausgezeichnet, und nicht selten den besten Dank verdient, und ihn von schönen Händen empfangen; aber er war dennoch ledig geblieben, keine der lieblichen Töchter des Landes hatte jemals auf sein Herz einen so bleibenden Eindruck gemacht, daß er sie zu einer lebenslänglichen Gefährtin hätte wählen mögen. Seine Unterthanen, denen er stets ein liebevoller Herr und Gebieter war, liebten ihn wie einen Vater, und hätten gern in jeder Stunde aus wahrer Liebe ihr Leben für ihn gelassen, wie sie auch schon zu verschie-

denen Malen die sichersten Beweise davon gegeben. Der Arme, Nothleidende durfte jeder Zeit auf seine milde Hand rechnen, er ließ keinen, der seiner Hülfe bedurfte, unbegabt, ungetröstet von sich, und der Unterdrückte durfte mit Zuverlässigkeit auf die Stärke seines Arms, auf die Schärfe seines Schwertes bauen; er selbst hatte nie Fehde gehabt, hatte seine Kräfte größtentheils seinem Kaiser und seinen Freunden aufgeopfert, und so mit der ganzen Welt und sich in Frieden lebend, gedachte der jugendliche Greis den Rest seiner Jahre auf seiner großen weitläufigen Burg hinzubringen. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt, vieler Kummer, vieler Gram und Herzeleid war dem Edlen noch vorbehalten, er mußte den Wermuthskelch, der ihm bis hieher aufgespart war, bis auf den letzten Tropfen leeren, bis ihn endlich, lebenssatt

und müde, das kühle Grab in seinen Schooß aufnahm.

Adelbert von Hohenbüchen stand, wie schon erwähnt, allein in der Welt, er hatte weder ein liebend Weib noch liebende Kinder; aber eine junge Verwandte, Fräulein Eleonore von Odenthal, seinem Stamme wie seinem Herzen verwandt, stand ihm seit einem Jahre freundlich zur Seite, und erheiterte sein einsames Leben durch ihr freundliches, liebevolles Wesen und ihren muntern, natürlichen Witz.

Eleonore von Odenthal war schon in zarter Jugend zur Waise geworden. Noch ehe sie das Licht der Welt erblickte, verlor Friedrich von Odenthal, ihr Vater, als kaiserlicher Lehnsvasall in einer harten Fehde sein junges Leben. Die Mutter überlebte ihn nur ein Jahr, der Kummer über den früh verlorenen Gatten stürzte auch sie ins Grab, und so ward Eleonore, die

noch nicht zu lallen vermochte, zur Waise; aber sie war deshalb nicht ganz hülflos, nicht ganz verlassen. Eine Gräfin von Habsburg, welche der früh Verklärten im Leben eine liebe Freundin gewesen, nahm sich des verlassenen Kindes an, und erzog es, ohne den mindesten Unterschied zu machen, mit den ihrigen.

Die kleine Eleonore wuchs hier unter den Augen der edeln Gräfin auf, sie genoß den vollkommensten Unterricht, das heißt, im Lesen und Schreiben und in der Kräuter- und Sternkunde, denn weiter hatte man es damals noch nicht gebracht, und reifte zu einer schönen Jungfrau empor. Die Gräfin war selbst Mutter von drei lieblichen Töchtern, mit welchen Eleonore ziemlich im gleichen Alter war, und im jungfräulichen Alter das engste Freundschaftsbündniß schloß. Dieser reizende Lebensfrühling dauerte indeß nur bis zu ei-

nem gewissen Zeitpunkte und endete dann für ewige Zeiten. Der Graf von Habsburg wurde zum deutschen Kaiser erwählt, und mit dieser bedeutenden Standeserhöhung änderten sich auch die bisherigen häuslichen und politischen Verhältnisse. Könige, Fürsten und sonst mächtige Herren bewarben sich um die recht wackern Kaiserstöchter; aber diese Herren bemerkten auch die schöne Eleonore, die wie ein Diamant unter den edeln Gesteinen hervorleuchtete, und da unter den vier Jungfrauen, in Hinsicht des Ranges und des Standes, gar kein Unterschied bisher statt gefunden, so wurde der schönen Eleonore auch mancher Weihrauch gestreuet. Der Kaiser bemerkte es mit einigem Unwillen, bemerkte, daß diesem reizenden, muntern Wesen sogar mehr Huldigungen als seinen eigenen Töchtern dargebracht wurden, und

er beſchloß: ſie von ſeinem Hofe zu entfernen.

Graf Adelbert von Hohenbüchen war ihr nächſter Verwandter, an ihn wandte ſich der Kaiſer, und dem edeln Grafen konnte gar kein Antrag willkommner ſeyn, als dieſer. Mit offenen Armen nahm er das heitere, geiſtreiche Mädchen in ſeiner Burg auf, und ſicherte ihr, ohne daß ſie es einmal wußte, da der Graf ohne Leibeserben war, nach ſeinem Tode all ſein ganzes unermeßliches Vermögen zu.

Eleonore führte von dem Tage ihrer Ankunft auf Graf Adelberts Burg ein freies, heiteres Leben, und ob ihr gleich in der erſtern Zeit das geräuſchvolle Leben am kaiſerlichen Hofe oft fehlte, ſo war ſie doch verſtändig genug, um einzuſehen, daß ein ſtilles geräuſchloſes Leben ohne allen Zwang auch ſein Angenehmes habe. Sie ſpielte von dem Tage an die geſchäftige

Hausfrau, versah alles, was hieher gehörte, und war auch aus besonderm eigenthümlichen Antriebe die Wohlthäterin der ganzen Umgegend. In den langen trüben Winterabenden vertrieb sie ihrem Oheim durch allerlei muntere Erzählungen aus dem frühern Jugendleben die Zeit, und dieser schätzte sich unendlich glücklich, in dem Fräulein einen so kostbaren Schatz für sein Alter gefunden zu haben. Als aber der Frühling herannahete, da durchstrich sie oft auf einem frommen Rosse an der Seite des wieder in seine Jugendzeit zurückgekehrten Oheims dessen große und weitläufige Besitzungen.

Auf diesen öfteren Streifereien begegnete ihnen zu verschiedenen Malen ein junger Ritter, dessen Aeußeres so viel Angenehmes hatte, daß er die Aufmerksamkeit des Fräuleins auf sich zog; zugleich bemerkte sie aber auch einen auffallenden

Stolz an ihm, der sich besonders in der kurzen Begrüßung, die der Ritter ihrem Oheim machte, zeigte. Gern hätte Eleonore den Ritter näher gekannt, allein ihren Oheim darum zu befragen, erlaubte die weibliche Eitelkeit nicht, und so verstrich eine lange Zeit, in welcher sich das seltsame Kleeblatt oft in einiger Entfernung erblickte. Einst an einem trüben regnichten Tage saß Eleonore und drehete, in tiefes Nachdenken versunken, langsam die Spindel. Graf Adelbert bemerkte es und fragte im scherzhaften Tone: wo ihr Geist jetzt umher wandele.

Ich durchstreife an eurer Seite, antwortete Eleonore, euer großes und weitläufiges Gebiet, und begegne auf demselben auch den mir unbekannten Ritter, um dessen Namen und Wohnort ich euch schon oft habe fragen wollen, aber immer daran verhindert worden bin.

Was ich von ihm weiß, entgegnete der Graf, es ist nicht viel, das sollst du aber erfahren. Er ist mein nächster Nachbar, und nennt sich Walter von Unna. Jenes alte, verfallene Schloß, welches du schon oft in der Ferne etwa einige Stunden von hier erblickt hast, ist sein Eigenthum.

Euer so naher Nachbar? fragte Eleonore verwundert, und ihr scheint einander so fremd zu seyn?

Das ist nicht meine Schuld, liebes Kind, entgegnete der Graf, wäre ich in seinen Jahren und er in den meinigen, so wäre es nach langer Abwesenheit meine Schuldigkeit, ihn zu begrüßen, doch so ist es umgekehrt, und niemand wird mir zumuthen, mich einem jungen Manne gewaltsam aufzudrängen.

Das ist allerdings wahr, sagte Eleonore, doch er mag seine Gründe haben.

Er mag sie haben, und ich will ihn dieserhalb in seinem Thun und Treiben nicht stören, ich ehre sogar seine Gründe, obgleich ich sie nur muthmaße.

Darf ich euch bitten, lieber Oheim, fragte Eleonore, mir sie mitzutheilen? Es ist mir, ich muß es aufrichtig gestehen, nicht gleichgültig, daß ihr mit eurem nächsten Nachbar in einem solchen seltsamen Verhältniß lebt.

Walter von Unna, mein liebes Kind, begann der Graf, wäre von Gott und Rechtswegen der einzige Erbe großer Reichthümer, weitläufiger Besitzungen, aber er hat das Unglück, da zu darben, wo sein Vater und dessen unverheiratheter Bruder einst in Schwelgerei und Ueppigkeit das Ihre verpraßten. Bis an den Rhein hinauf gehörte vor vielen Jahren alles den reichen Gebrüdern Conrad und Friedrich von Unna. Reiche Dörfer mußten

ihnen contribuiren, fette Heerden gingen aus ihren Burgen, und sogar jenes Kloster, dem heiligen Bernhard gewidmet, das seine Stammväter erbauet haben, stand unter ihrer Obhut; aber sie wußten sich in ihren Rechten nicht zu behaupten. Jeden Tag, keinen ausgenommen, lebten sie in Saus und Braus. Heute wurde ein Turnir, morgen ein Banquet, und übermorgen ein Zechgelag gegeben, woran jeder, wer er auch seyn mochte, wenn er nur ein ehrlich Wappen vorzeigen konnte, Theil hatte. Harfner und Minnesänger verließen oft auf halbe Jahre kaum einmal die Burg, um bald wiederzukehren, und von dem gewaltsam vergeudeten Ueberfluß für sich Schätze zu sammeln. Daß ein solches wüstes Leben endlich ein trauriges Ende nehmen mußte, war wohl voraus zu sehen, denn man kann ja den ergiebigsten Brunnen erschöpfen, warum nicht auch Güter

und Besitzungen vergeuden. Nur die Gebrüder von Unna sahen dies nicht ein. Zuerst wurden bedeutende Ländereien und Waldungen verpfändet, dann kam die Reihe an das alte Schloß Blankenstein, welches mit seinen einträglichen Umgebungen für zweitausend Mark Silber erblich und eigenthümlich verkauft wurde, und endlich fielen die Schwelger in die Hände ihrer Dienstleute. Wenn der Durst die in Schlamm versunkenen Zecher übermannte, dann war es dem geringsten Dienstmann möglich, für einen sauer erworbenen Nothpfennig mehrere Hufen Landes, die fettesten Wiesen, und die schönsten Kühe, Ochsen und Rinder in seine Hände zu bekommen. Die schönsten Fettfedern hat indeß das Kloster Gallenstein davon gezogen. Der damalige Abt Bruno, ein kluger Mann, schoß den Stiftsherren immer vor, und nahm dafür, was nur immer zu ha-

ben war. Er besorgte ihnen die ältesten Weine, und trank sie, indem er ihren fröhlichen Geist, ihre Beredsamkeit lobte, wieder mit aus, als er aber sah, daß für ihn nichts mehr zu nehmen war, so zog er sich fein zurück.

In diesem fürchterlichen Schlaraffenleben wuchs der junge Walter auf. Als Knabe behagte ihm das lustige Treiben seiner Väter, als er aber zum Jünglinge empor reifte, und einsahe, daß er statt großer Besitzungen, jetzt nichts weiter als den Bettelstab ererben würde, da ward er traurig und mißmüthig, wollte dem Unwesen steuern; doch das war längst zu spät; er nahm daher ein Roß und eine Rüstung, vielleicht das Einzige, was noch übrig geblieben war, und suchte sein Glück an des Kaisers Hofe.

Noch einige Jahre lebten die Zechbrüder, und zwar zuletzt in drückender Ar-

muth, denn alles bis auf die alte baufäl-lige Stammburg, worauf niemand etwas borgen wollte, war in den Schlund der Vergeſſenheit hinab gegoſſen. Sie ſtarben an einem Tage, niemand weinte ihnen eine Thräne, und der Abt Bruno mußte noch bis auf beſſere Zeiten die geringen Koſten des Begräbniſſes vorſchießen. Nach langen Jahren kehrte endlich Walter zu-rück. Ob ihm das Glück in der Fremde günſtig geweſen? ich weiß es nicht, aber ich glaube es auch nicht, denn er hat von ſeinem vormaligen Eigenthume auch noch nicht einen Fuß breit Landes wieder her-bei ſchaffen können. Er lebt mit einigen Knechten, von allen Edlen dieſer Gegend ungekannt in der tiefſten Verborgenheit. Vor deinem Hierſeyn ſah ich ihn durch Zu-fall nur einmal, und da ſchien es mir, als ob ihm jenes Begegnen ſehr unangenehm ſey, ſeit du aber auf meiner Burg lebſt,

hab ich ihn öfter gesehen, und habe bemerkt, daß sein Gruß freundlicher, und sein sonst finsteres Gesicht heiterer ist.

Der arme Walter! sagte Eleonore, und ein leiser Seufzer erhob ihre keusche Brust.

Ja, entgegnete der Graf, arm ist er, und zwar ohne seine Schuld, doch will sich nach meinem Dafürhalten ein übermüthiger Stolz mit drückender Armuth nicht vertragen. Warum ist er bei seiner Rückkehr nicht zu mir gekommen, warum hat er mir als seinem nächsten Nachbar nicht freundschaftlich die Hand geboten? ich hätte ihm in manchen Stücken mit Rath, und auch wohl mit der That behülflich seyn können; aber aufdringen kann ich, werde ich mich ihm nicht.

Aufdringen? meinte Eleonore, nun das wird er weder erwarten noch verlangen, aber darum kann ich sein Betragen

doch nicht ganz tadelnswürdig finden. Soll er, da er ohne seine Schuld um seine Güter gebracht und in Armuth versunken ist, darum nun ein kriechender Schmeichler werden? Soll er, da er es doch jedem würde gleich gethan haben, wenn sein Vater besser gewirthschaftet hätte, jetzt nun den unterthänigen Diener spielen? Nein, lieber Oheim, der Meinung seyd ihr gewiß nicht, er bleibt immer, und wäre er auch noch ärmer, Walter von Unna, der noch einzige Sprößling einer alten Heldenfamilie, und wenn er, zufriedem mit dem, was er hat, in stiller Verborgenheit lebt, von keinem etwas begehrt, so ist das nach meinem Dafürhalten kein übermüthiger, sondern ein edler Stolz zu nennen, den wir in seiner Lage an ihm ehren und achten müssen.

Du bist ein Mädchen, Eleonore, sagte der Graf, und siehst die Sache, vielleicht

wohl gar ihn selber, mit ganz andern Augen an, und dieserhalb werde ich mich niemals darum bekümmern. Kömmt Walter vielleicht einmal, bedarf er meines Rathes oder meiner Hülfe, so werde ich an sein jetziges Betragen nicht denken, und ihm darum dienen, wo und wie ich nur kann.

Das Gespräch war hiermit abgebrochen; Graf Adelbert dachte nicht mehr daran, desto öfter aber das Fräulein. Vor ihrer Seele schwebte oft das Bild des grossen schlanken Ritters mit den ernsten Zügen tiefer Schwermuth und edlen Stolzes. Früher war ihr sein Begegnen auf einem Lustzuge ganz gleichgültig gewesen, doch itzt, da sie sich sein seltsames Betragen zu erklären wußte, wurde ihr der junge Mann mit jedem Tage lieber und angenehmer.

Einst ritt Graf Adelbert von Hohenbüchen mit seiner schönen Nichte auch durch die Fluren und Waldungen seines Gebiets.

Es war ein heiterer Tag. In den Wäldern ſangen und niſteten die Vögel und freueten ſich ihres Lebens. Sie waren ſchon über zwei Stunden von der Burg, hatten ein freundliches Birkenwäldchen durchzogen, und kamen nun in ein blumigtes Wieſenthal, welches von der Südſeite mit hohen unfruchtbaren felſigten Gebürgen umzogen war. Dicht an den Felſen lehnten ohngefähr dreißig Hütten, welche von des Grafen glücklichen Unterthanen bewohnt wurden. Unter den kahlen Felſen that ſich einer, der Großvater genannt, durch ſeine Höhe ganz beſonders hervor. Die Knaben des Dorfes, von zarter Jugend an mit den Felſen bekannt und vertraut, beſtiegen oft das ehrwürdige Haupt des Großvaters, und trieben darauf ihr fröhliches Spiel. Heute waren die Knaben alle, der Eine hier, der Andere dort beſchäftigt, und nur einige der Klein-

ſten von etwa drei bis vier Jahren, hatten bisher ruhig am Fuße der Felſen geſpielt. Einer aber und zwar der Kleinſte, hatte es gewagt, den Größeren etwas nachzumachen, und der Gefahr nicht achtend, die äußerſte Spitze erſtiegen. Jetzt erſt, da das Kind von der ungeheuern Höhe in die Tiefe hinab ſchauete und den Tod ſichtbar vor Augen ſah, erhob es klagend und weinend ſeine Stimme, ſtreckte die kleinen Arme flehend zum Himmel hinauf, und bat Gott in ſeinem Sinn, ihm hier einen rettenden Engel zu ſenden.

Jeſus Maria! ſchrie Eleonore, die eben mit ihrem Oheim um die Ecke bog und das ſeltſame Schreckniß gewahrte, Jeſus Maria, wer rettet, wer hilft hier! Keine lebendige Seele war hier ſichtbar, die ſämmtlichen Bewohner der Hütten waren ihrer Arbeit nachgegangen, und die übrigen Kinder hatten ſich aus Angſt ver-

steckt. Immer kläglicher erhob das Kind seine Stimme, immer ängstlicher schrie Eleonore: ist denn kein Mensch in der Nähe? Der Graf war rasch vom Rosse gestiegen, aber in seinem Alter, wie leicht hätte es da nicht zwei Menschenleben kosten können. Nein, Oheim, nein, schrie Eleonore, ihr könnt, ihr dürft das nicht wagen; aber wenn Gott hier kein Wunder thut, so muß das arme Kind eines klägli-chen Todes sterben.

In dem Augenblick kam Walter von Unna mit verhängten Zügeln von der entgegengesetzten Seite des Wiesenthals daher gesprengt. Als er in die Nähe des Felsens kam, war er mit einem Sprunge vom Rosse, warf die Zügel über einen Strauch, und schon nach wenig Minuten stand er mit vieler Leichtigkeit auf der Spitze des Felsens und hielt das weinende Kind in seinen Armen. Von hier herab schien er

erſt den Grafen und ſeine Nichte zu bemerken, aber er bemerkte auch, daß es ihm ungleich ſchwerer werden würde, hinunter zu kommen, als er hinauf gekommen war. Indeß war ein raſcher Ueberblick und ein feſter Entſchluß zur Ausführung ſeines Vorhabens hinreichend. Er nahm das weinende Kind unter ſeinen linken Arm und ſtieg ſo, mit der Rechten ſich haltend, von Klippe zu Klippe, und erreichte auf dieſe Art bald glücklich den Boden.

So eben war auch die Mutter des Kindes herbeigeeilt; Fräulein Eleonore und dieſe beeiferten ſich, dem Retter eines jungen Menſchenlebens den hinlänglichen Dank zu erſtatten, worauf der Ritter aber wenig zu achten ſchien; jedoch konnte man es ihm deutlich anmerken, daß ſein Auge auf Eleonorens lieblichem Antlitze mit innigem Wohlgefallen zu ruhen ſchien.

Hier war es, wo der Ritter nicht umhin konnte, dem Grafen seine Achtung zu beweisen. Er that es jedoch mit einer auffallenden Kälte, die nur im Beiseyn des Fräuleins in so weit beschönigt wurde, daß sie nicht füglich für eine Unart, für eine Beleidigung genommen werden konnte. Eleonore fand das selber, aber sie wußte in ihrem Herzen den, von vielen wegen seiner Armuth gekränkten Ritter dennoch zu entschuldigen, und wendete deswegen bei ihrem Oheim alles zu seinem Besten.

Zweites Capitel.

Im Kloſter zu St. Gallenſtein, in welchem die Mönche mit ihrem Abt ſchon ſeit langer Zeit in Streit und Unfrieden gelebt, kam es heute über folgenden Gegenſtand zu ſehr ernſten Auftritten:

Es iſt heut zu Tage eine gar ſchlimme Zeit, ſagte Vater Anton, ein ſchon betagter Greis. Noch vor funfzig Jahren that die heilige Kirche Wunder. Wenn damals der Schirmvoigt ſeines Kloſters mit hundert Reiſigen auszog, um einen übermüthigen Ritter zu befehden, ſo muß-

te dieser, und wenn er auch mit zweihundert Reisigen dagegen kämpfte, dennoch unterliegen, und nicht selten tüchtig für seinen Uebermuth bluten.

Und worin lag der Grund, geliebter Bruder? fragte ein Anderer.

Das will ich dir sagen, Geliebter in Gott, antwortete Vater Anton. Wenn vor Zeiten die Knechte in die Fehde zogen, so ritt ihnen die Mutter mit dem Christkinde im Arm immer voran. Ihr langer himmelblauer Mantel flatterte, vom leisen Lüftchen getragen, durch die Luft und spiegelte in der Ferne alle sieben Farben des Regenbogens, und auf den schönen blonden Lockenkopfe funkelte die diamantene Sternenkrone. Meistentheils ritt auch der heilige Johannes, der Evangelist, ihr zur Seite, und wo der sich sehen ließ, da war der Sieg so gut als gewiß.

Du bist im Irrthum, geliebter Bruder, fiel rasch Vater Darius ein, mit der heiligen Maria mag es so seine Richtigkeit haben, allein der Evangelist Johannes war nichts weniger als ein Kriegsheld, er lief eben so gut davon, wenn er ein blankes Schwert erblickte, als du.

Wie? schrie Vater Anton wüthend, du lästerst den heiligen Johannes, meinen Schutzpatron, und stellst mich mit meiner Muthlosigkeit hier den übrigen Brüdern zum Gespött dar? wenn ich das dulde, so will ich ferner nicht werth seyn vom Tische des Herrn zu speisen.

Was ich dir sage, erwiederte Darius, er hatte als Kriegsheld auch nicht für einen Heller Muth.

O ihr Heiligen alle! steht mir bei, verleiht mir Kraft, diesen abscheulichen Lästerer nach Verdienst zu züchtigen, brüllte Vater Anton. Dabei schlug der Eiferer

te mit beiden Fäuſten ſo furchtbar auf den Tiſch, daß die ſtarke eichene Platte einen Riß bekam. Nein, wer ſo etwas duldet, verdient kein Diener des Herrn zu ſeyn. Hiermit wollte er dem Pater Darius zu Leibe gehen, da erhob ſich aber der Abt, indem er ſagte: Gemach, meine Brüder, ihr ſeid um nichts ergrimmt. So wenig die Mutter Gottes als der Evangeliſt Johannes haben jemals durch ihre perſönliche Tapferkeit auch nur einen Fuß breit Landes erkämpfen helfen. Im Kriege gilt nur des Mannes ſtarker Arm, und wenn alſo in frühern Zeiten die Kriegsknechte eines Kloſters gegen ihre Feinde Wunder gethan haben, ſo dürft ihr zuverläſſig glauben; daß ſie nicht allein an der Mehrzahl, ſondern auch an Muth und Tapferkeit ihren Feinden überlegen waren.

Stummes Erſtaunen ob des Gehörten ergriff mit einem Male beinahe den gan-

zen Convent, nur wenig ſtanden auf der Seite des Abts, der, ſeiner Mißhelligkeiten mit den Mönchen eingedenk, ſeine etwas zu kühne Rede bereuete, und ängſtliche Blicke nach der Thür warf.

Wie? ſchrie Pater Anton, und ballte aufs neue die Fäuſte, wobei der alte Starrkopf wild rollende Blicke auf die Uebrigen warf, wie? auch ihr, Bruno, ein Läſterer der Ausgewählten des Herrn, und zwar der Größte von allen? O das iſt himmelſchreiend, und fordert jeden guten Chriſten zur gerechten Züchtigung in uns auf. Friſch, ihr Brüder! die Stunde der Rache hat geſchlagen, greift zu, laßt uns den Uebermüthigen für ſeine Läſterung züchtigen, und dann dem heiligen Vater Bericht davon abſtatten.

Der Abt, der ſonſt ſeiner Redekraft viel vertrauen durfte, ſah doch ein, daß er diesmal gegen die Erbosten nichts aus-

richten würde, und daß diesmal schleunige Entfernung das Beste sei; allein er war noch zu weit von der Thür entfernt, und das Gemurmel der Wüthenden fing schon an einem fernen Donner zu gleichen; doch da nahm sich Vater Darius seiner an, und bahnte ihm freundschaftlich den Weg. Durch dieses Mittel entkam glücklich der Abt, nun aber fielen die Uebrigen über Darius und seine Anhänger her, und es kam mit den Fäusten zu einem blutigen Kampfe, der erst dann endete, als auf Befehl des Abts mehrere Klosterknechte herein stürzten und mit den Waffen in der Hand die Ruhe wieder herstellten.

Daß diese Ruhe nicht von Dauer seyn würde, und daß hier andere kräftigere Mittel angewandt werden mußten, sah der Abt wohl ein, er wandte sich deshalb an den Stifter und Schutzherrn des Klosters, den Ritter Walter von Unna. Dieser war

darüber des Höchsten verwundert, konnte gar nicht begreifen, wie ihm ein solches Recht zu Gebote stehen könnte, hier einen Richter und Friedensstifter spielen zu können. Ehe er daher etwas zu unternehmen begann, überwand er einige Bedenklichkeiten, und verfügte sich in eigner Person nach der Burg des Grafen Adelbert von Hohenbüchen.

Der Graf war sehr verwundert, seinen stolzen Nachbar bei sich zu sehen; er wurde es aber noch mehr als er die Veranlassung erfuhr, war dann aber sogleich bereit, dem Ritter über alles was er darüber wußte genauen Bericht abzustatten, worauf Walter sich ungesäumt nach dem Kloster verfügte, und den unangenehmen Vorfällen unter beiden Partheien ein Ziel setzte.

Die freundliche Einladung sowohl von dem Grafen als auch von Fräulein Eleo-

nore war von Walter nicht unbeachtet geblieben, er nahm von diesem Tage an sehr oft Gelegenheit, das gräfliche Schloß zu besuchen, und er fand sie.

Das Fräulein sah den Ritter sehr gern in ihrer Nähe, denn in seiner Unterhaltung machte er vor Hunderten seines Gleichen eine Ausnahme. Jedes Wort, was er sprach, war so fein, so überlegt, so durchdacht, daß sie daraus nothwendig auf einen großen gebildeten Geist schließen mußte. Dabei wußte er sich stets in einer gewissen Entfernung von ihr zu halten, wurde nie zudringlich, und wußte sich doch mit jedem Tage immer mehr und mehr in ihr zartfühlendes Herz einzuschleichen. Der Graf bemerkte dies nicht undeutlich, er ließ aber gegen Eleonoren auch nicht undeutlich merken, daß er dem Ritter doch nicht recht traue. Weshalb, darüber wollte er keinen Grund angeben, aber er wut-

de, ſo wie ſich Walter mit jedem Tage einen Schritt näherte, mißtrauiſcher und zurückhaltender gegen ihn. Auch Walter merkte dies, und gab ſich nun alle nur erdenkliche Mühe, die Gunſt des Grafen zu erlangen, aber es machte ihm auch wirklich Mühe, denn der Graf, ſo bieder, ſo treuherzig er auch war, bemerkte doch einige Züge in ſeinem Charakter, die auf etwas hindeuteten, dem er bis jetzt noch keinen Namen zu geben wußte. Allein ſo viel war ihm gewiß, daß der Ritter etwas ſehr ſchlau verbarg, was er Urſach haben mochte, der Welt zu verbergen; denn warum ſollte ſonſt ein Mann von etwa ſechs und dreißig Jahren ſo außerordentlich taktmäßig, nach einem ſicher angelegten Plane zu Werke gehen? Seine Armuth konnte kein Grund dazu ſeyn, denn wußte er ſich Eleonorens Liebe zu erwerben, ſo war dieſem Mangel wenigſtens

nach des Grafen Tode abgeholfen; es mußte also nothwendig ein anderer Grund vorhanden seyn.

Walter wurde immer mehr und mehr der tägliche Gast auf dem Schlosse des Grafen, er begleitete ihn und seine schöne Nichte überall, und war er, wenn diese einen Spazierritt unternahmen, nicht gleich da, so wußte er sie doch aufzufinden, und wieder nach Hause zu begleiten. Gab es in der Umgegend ein ländliches Fest, so führte er die liebenswürdige Erbin so großer Reichthümer und Besitzungen zum Tanz, und Eleonore fühlte sich sehr glücklich in seiner Gesellschaft.

Einst war das schöne Kleeblatt auch auf einem Spazierritte begriffen. Ruhigen Schrittes gingen die Rosse neben einander her. In der Mitte ging das schneeweiße, treue Roß, das stolz eine so schöne Bürde zu tragen, vorsichtig einen Fuß vor den

andern ſetzte, und kein Steinchen berührte. Zur Rechten des zarten Fräulein ritt Graf Adelbert, zur Linken Walter von Unna. In gleichgültigem Geſpräch hatten ſie ſchon über eine Stunde Wegs zurückgelegt, als ſie plötzlich um eine Ecke bogen, und von einem ſeltſam abentheuerlichen Zuge, der einem Hochzeitzuge mit lärmender Muſik glich, überraſcht wurden. Die Roſſe, die bis dieſen Augenblick im ruhigen Tempo daher geſchritten, auch ſolcher Auftritte nicht gewohnt waren, bäumten ſich, und Eleonorens Zelter machte einen ſo raſchen Seitenſprung, daß ſie nicht im Stande war, in ſolcher Geſchwindigkeit die gehörigen Maaßregeln zu ergreifen, ſondern herabſtürzte, und mit dem Fuße im Bügel hängen blieb. Das größte Unglück, indem das Pferd nicht ſtehen blieb, ſondern flüchtig davon rannte, wäre für das liebenswürdige Fräulein zu befürchten gewe-

sen, wenn Walter nicht eben so rasch von dem seinigen herabgesprungen, und dem Fräulein zu Hülfe geeilt wäre. Auch des Grafen Roß bedurfte einer freundschaftlichen Zuredung, um wieder zu der vorigen Ruhe zu gelangen. Walter von Unna besorgte dies alles in einer solchen Geschwindigkeit, daß er des Grafen Bewunderung und herzlichsten, innigsten Dank damit verdiente. Als dem kleinen Intermezzo völlig wieder abgeholfen, und alles wieder in der gehörigen Ordnung war, entstand die Frage: wer der Urheber dieses Unfugs gewesen, woher der Zug gekommen und welchen Weg er möchte genommen haben? Natürlich konnte diese Frage niemand beantworten, auch meinte Walter, daß es ein unbedeutender Zufall, und eine weitere Nachforschung der Mühe nicht werth sey.

Der Graf begnügte sich hiermit und dankte dem Retter seiner Nichte recht herzlich, dachte später aber über den seltsamen Vorfall seinen Theil.

Schon war ein Monat und länger nach dieser seltsamen Begebenheit verflossen, an welche Walter von Unna ungern zurückerinnert werden mochte; und wenn es ohne sein Verhindern dennoch geschah, das Gespräch so rasch als möglich wieder abbrach; als Graf Adelbert eines Tages von einem Knappen begleitet einen Geschäftsritt unternommen hatte, Fräulein Eleonore saß mit ihrer Zofe allein auf ihrem Zimmer, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, und hörte mit Vergnügen der geschwätzigen Dirne Erzählungen von dem Ritter Walter von Unna zu, als plötzlich in dem Zimmer Feuer ausbrach, das so schnell um sich griff, daß

wenige Minuten Säumniß hinreichend gewesen wären, beide Frauenzimmer im Rauch zu ersticken. Ein ängstlicher Hülferuf war das Einzige, was ihnen zu Gebote stand, und auf diesen erschien — Walter von Unna. In wessen Arme hätte sich das Fräulein wohl lieber geworfen, als in die Seinigen? Er trug die schon halb Erstickte schnell in ein anderes Zimmer, und rettete dann eben so bald die Zofe und löschte das Feuer.

Als der Graf gegen Abend zurückkehrte und den Vorfall erfuhr, schüttelte er bedenklich den Kopf, erkundigte sich dann genauer nach allen kleinen Nebenumständen und schien immer bedenklicher zu werden. Die zufällige glückliche Erscheinung des Ritter Walter, wie sie Fräulein Eleonore nannte, schien der Graf ganz zu überhören, seine Seele wurde mit ganz andern

unerklärbaren Dingen beschäftigt, und erst nach mehrern Tagen, als Walter wieder kam und sich nach dem Befinden des Fräulein erkundigte, war es ihm möglich demselben zu danken, was er billig früher hätte thun sollen.

Es vergingen wieder mehrere Monate, Walter kam immer fleißiger, das Verhältniß zwischen ihm und dem Fräulein wurde immer enger und vertraulicher; aber noch nie hatte Walter auch nur ein einziges verbindliches Wort gegen das Fräulein geäußert. Daß das Fräulein den Ritter, der sie zweimal aus einer lebensgefährlichen Gefahr gerettet, liebte, und eine nähere Erklärung wünschte, auch von Seiten ihres Oheims an einer Einwilligung nicht zweifelte, ließ sich erwarten; allein sie konnte doch in diesem Punkte sein Schweigen nicht brechen, und so blieb die Sache

immer beim Alten. Walter war der Auserwählte des Fräulein, das wußte die ganze Gegend, und der Hausfreund des Grafen, aber weiter kam es nicht.

Drittes Capitel.

Eine ſtarke Tagereiſe von der Burg Adelberts von Hohenbüchen entfernt, den fruchtbaren Ufern des Rheins näher, lagen die Beſitzungen nebſt dem feſten Schloſſe des Grafen Weſterwald. Dieſer friedliebende Ritter, der mit ſeiner geliebten Gattin und lieblichen Kindern mit der ganzen Welt gern in ewigem Frieden gelebt hätte, hatte zwei Nachbarn, ganz das Gegentheil von ihm. Ritter Kunz von Steinthal und Ritter Conrad von der Wart, lagen wegen ihrer nie zu

befriedigenden Habsucht mit dem Graf Westerwald schon seit geraumer Zeit in stetem Haß und Zwietracht. Der Graf hatte, um wo möglich öffentliche Fehde zu verhüten und das Blut seiner Unterthanen nicht unnöthiger Weise zu vergießen, sich schon manches gefallen lassen, hatte schon hier und dort offenbares Unrecht erduldet und geschwiegen; doch wenn der Unfriedliche Ursach zum Streite sucht, wie leicht ist diese nicht zu finden? und Ritter Steinthal sowohl als von der Wart fanden sie. Eine Gränzeiche, bei der es schwer zu entscheiden war, wem sie eigentlich gehörte, welche der Graf hatte umhauen lassen, mußte das Holz zu seinem Sarge liefern.

Mit furchtbar bewaffneter Hand zogen die ungetreuen Nachbarn, die eine solche gerecht scheinende Ursache längst erwartet hatten, gegen ihn aus. Es war auf dem Wege der Güte gegen diese Habsüch-

tigen nichts auszurichten; auch er mußte die Waffen ergreifen, und es kam zu einer blutigen Fehde. Bertha, des Grafen Gemahlin, war untröstlich, als sie ihren Herrn und Gemahl mußte ziehen lassen, aber seine Gegenwart war nothwendig, und sie fügte sich, zwar mit blutendem Herzen in ihr Geschick. Einen ganzen Tag war der Graf, zwar mit manchem Opfer Sieger, und schon schien es, als ob es ihm gelingen würde, die Uebermüthigen zu züchtigen und für immer zur Ruhe zu verweisen; doch als sie am folgenden Tage den Streit mit noch größerer Heftigkeit erneuerten, und der Graf persönlich mit einem seiner Feinde Hand gemein wurde, da war sein Untergang nicht mehr fern. Eine tiefe Wunde in der Brust machte seinem musterhaften Leben ein Ende, er sah sein theures Weib, seine geliebten Kinder nicht wieder. Mit seinem Tode sank auch

der Muth der Seinigen, sie sahen sich schon überwunden und in der Gewalt ihrer Gegner; da streiften aber einige Getreue in größter Eile ab, und brachten der trauernden Gräfin die traurige Nachricht von dem Tode ihres Herrn; aber sie brachten auch die Botschaft: daß das Blutvergießen und die Habgier ihrer Feinde hiermit noch nicht gestillt seyn würde, daß selbst für ihre Person und für ihr theures Leben, und das Leben der unschuldigen Kinder zu fürchten sey, weshalb sie zu einer schleunigen Flucht bis auf künftige bessere Zeiten rathen müßten.

Obgleich die Gräfin durch diese entsetzliche Nachricht fast aus aller Fassung gebracht wurde, und zu jedem Unternehmen unfähig war, so brachte doch der Gedanke an ihre Kinder, besonders an ihren Sohn, der einst diesen unerhörten Frevel rächen könnte, sie plötzlich zu einem Ent-

ſchluſſe. In möglichſter Schnelligkeit raffte ſie all ihre Kleinodien und ſonſtigen Koſtbarkeiten zuſammen, nahm ihre beiden Kinder und floh, von dieſen Getreuen begleitet, nach der Burg des Grafen Adelbert von Hohenbüchen.

Es war ſchon ſpät am Abend eines rauhen unfreundlichen Herbſttags, als noch zur ungewöhnlichen Zeit heftig an die Pforte der Burg des Ritter Walter von Unna geklopft wurde. Der Thurmwächter erkundigte ſich nach dem Namen und Begehr der unten Harrenden, und als er erfuhr, daß eine Gräfin von Weſterwald mit ihren Kindern bei ſeinem Herrn Schutz ſuche, nahm er keinen Augenblick Anſtand das Burgthor zu öffnen und ihnen Einlaß zu gewähren.

Walter von Unna hatte die Meldung mit ſeinem Thurmwächter zugleich gehört, und war eben ſo ſchnell herbei geeilt, den

seltsamen Besuch nach Gebühr zu empfangen; aber wie erstaunte er als er die Gräfin fast leblos auf den nächsten Stein hinsinken sah, und die Ursache ihres Besuchs, oder ihrer Flucht erfuhr. Die Unglücklichen hatten sich nicht geirrt, nur Mangel an Kräften hatte sie verhindert, in später Nacht die Burg des Grafen von Hohenbüchen noch zu erreichen, und deshalb hatten die getreuen Knappen den Vorschlag gethan, diese Nacht hier zu verweilen, und morgen den noch übrigen Rest des Wegs zurück zu legen. Wäre auf Graf Westerwalds Burg nur noch ein Roß im Stalle gewesen, dann hätte der Weg um vieles leichter gemacht werden können, aber alle waren in der unglücklichen Fehde, und keins, leider keines kehrte zurück.

Die Gräfin war krank, sehr krank, die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls und dazu die ungewöhnliche Anstrengung

des Tages, hatten zu verderblich auf ihren zarten Körper gewirkt. Er ließ sie sogleich auf das beste Zimmer, was seine alte baufällige Burg noch aufzuweisen hatte, bringen und sorgte nach besten Kräften für ihre Bequemlichkeit; aber es fehlte hier an weiblicher Bedienung, auf seiner Burg war kein einziges Frauenzimmer, lauter alte graubärtige Männer aus den Zeiten seines Vaters, und eine alte Küchenmagd waren das ganze Gesinde, und der Gräfin, das fühlte er sehr gut, fehlte es hieran besonders.

Als Walter nach seinem Dafürhalten das Nöthigste zur Bequemlichkeit der Gräfin besorgt hatte, ließ er sich ein Roß satteln, und flog, wie auf Flügeln des Windes, nach der gräflichen Burg. Graf Adelbert, noch mehr aber Fräulein Eleonore, welche eben ein Gespräch abgebrochen, das allein den Ritter Walter von Unna betrof-

sen, und manche Warnung und manche Bemerkung enthalten hatte, waren sehr verwundert, diesen räthselhaften Gast noch so spät bei sich zu sehen.

Ihr wundert euch, Herr Graf, begann Walter, mich noch so spät hier zu sehen, und das mit Recht, aber ihr werdet euch noch mehr wundern, wenn ich euch, mein edles Fräulein, um die Gewogenheit bitte, mir noch in dieser Stunde auf meine Burg zu folgen.

In Wahrheit, antwortete der Graf, eure Rede klingt sehr sonderbar, doch ihr mögt Gründe haben, laßt sie hören.

Walter erzählte hierauf, wie er ganz unvermuthet zu einem sehr seltsamen, ihm gar nicht zugedachten Besuche gekommen, und wie er es für sehr unschicklich halte, die kranke Dame mit eigner Hand bedienen zu wollen, er habe es daher für seine Pflicht gehalten, bei ihm und dem Frau-

lein sein Möglichstes zu thun, um den unglücklichen Zustand der Gräfin so viel als möglich zu erleichtern.

Der Graf setzte anfänglich einiges Mißtrauen in Walters Rede, doch eine umständliche Erzählung des Herganges, und eine genaue Beschreibung der Gräfin und ihrer beiden Kinder, überzeugte ihn doch von der Wahrheit, und er trug weiter kein Bedenken, dem Fräulein die Erlaubniß zu ertheilen, dem Ritter in Begleitung ihrer Zofe zu folgen, und mit der Gräfin, so bald es die Umstände erlaubten, hieher zurückzukehren.

Die Gräfin war bei dem Anblick des jungen Fräuleins sehr erfreuet, sie umarmte sie, und drückte sie an ihr tief verwundetes Herz, nannte sie mehrere Male eine Schwester, einen Engel in ihrer traurigen Lage. Fräulein Eleonore mit ihrer angebornen Güte, Milde und Liebenswürdig-

keit, ſuchte die Unglückliche, ſo viel es in ihren Kräften ſtand, zu tröſten, und traf dann Anſtalten, ihr den Aufenthalt unter lauter fremden Männern erträglich zu machen. Sie ſpielte hier die junge Hausfrau, ertheilte Walters Leuten Befehle über das, was ſie zu thun, und wie ſie ſich, ſo lange die Gräfin hier zu verweilen gezwungen ſey, zu verhalten hätten. Walter hörte das mit innigem Vergnügen an, und leiſtete der Lieblichen bei dem, was ſie für die Gräfin beſorgte, mit eigner Hand alle und jede kleine Handreichung, war überall und machte ſich ſo beliebt, als es nur immer möglich war.

Eleonore bemerkte das mit unendlichem Wohlgefallen, ſie fühlte nur zu deutlich, daß dieſe außerordentliche Aufmerkſamkeit keineswegs der kranken fremden Gräfin, ſondern ihr zu Liebe geſchah, und — hätte der Ritter nur in das Innerſte ihres Her-

gens sehen können, hätte er nur fühlen können, was sie für ihn empfand, schon längst empfunden hatte, so wäre alles dieses gar nicht nöthig gewesen, aber es war ihr unbegreiflich, warum der Mann seine Gefühle, die er doch auf diese Weise an den Tag legte, so lange verbergen und ihnen keine Worte geben konnte, da ihm doch nach ihrer Meinung kein Hinderniß im Wege liege, sie zu der Seinigen zu machen.

Kaum hatte am nächsten Morgen die herbstliche Sonne ihre Strahlen auf die nackte Erde geworfen, als Graf Adelbert von Hohenbüchen, dem die vergangene Nacht sehr lang geworden war, der sich mancherlei Sorgen, sogar Vorwürfe gemacht hatte, das Fräulein so ohne allen Schutz von sich gelassen zu haben, mit einem starken Jagdgefolge auf des Ritters Burg ankam, um sich nicht allein nach dem Befin-

den der Gräfin, sondern auch nach seiner Nichte zu erkundigen. Er war erfreut, die Umstände der Wahrheit gemäß zu finden, und konnte nicht umhin, manches dem Ritter zugefügte Unrecht ihm im Herzen abzubitten.

Mit einem bittersüßen Lächeln erhob die Gräfin das sorgenschwere Haupt, als sie den rüstigen Mann mit seinem edlen Angesicht, auf dem alle Tugenden seines vortrefflichen Herzens ausgedrückt waren, in ihr Zimmer treten sah. Mit Wohlgefallen hörte sie, wie er das unrechtliche Betragen der Feinde ihres verlornen Gemahls tadelte, und ihr durch des Kaisers mächtigen Arm hinlänglich Genugthuung versprach, und nur von ganzem Herzen bedauerte, ihr den Verlornen nicht wieder ins Leben zurück rufen zu können.

Meinen herzlichen Dank! edler Mann, sagte die Gräfin, für eure gute Meinung,

aber sie ist noch nicht hinreichend, den Kummer, der auf meiner Seele lastet, zu befriedigen. Ach! mit ihm habe ich ja Alles, Alles verloren, bin ja sogar des Allernothwendigsten, was auch der Aermste bedarf, eines friedlichen Obdachs beraubt, und gezwungen in meiner Lage die Güte fremder Menschen in Anspruch zu nehmen.

Nicht die Güte, edle Frau, erwiederte der Graf. Einer Unglücklichen in jeder Noth beizustehen, ihr überall hilfreiche Hand zu reichen, ist Ritterpflicht und Sitte, und mit allem Rechte dürft ihr von meinem Nachbar, euerm jetzigen Wirthe, und von mir verlangen, was wir euch zu geben und zu leisten im Stande sind. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, euch so lange ihrs bedürft, und so lange es euch gefällt, einen Theil meiner Burg, die zwar auch nur halb bewohnbar ist, aber dennoch für drei Familien Raum hat,

zu eurer Verfügung einzuräumen, und dafür sorgen, euch euer rechtmäßiges Eigenthum wieder zu verschaffen.

So viel Güte habe ich nicht erwartet, antwortete die Gräfin. Obgleich mir mein verstorbener Gemahl viel Gutes und Rühmliches von euch erzählt hat, so habe ich doch die Ehre euch heute zum ersten Male zu sehen, und —

Ist ganz einerlei, fiel ihr der Graf rasch in die Rede, um den Unglücklichen eine Christenpflicht zu erweisen, bedarf es bei einem Ritter keiner langen Bekanntschaft. Ich bitte euch also hiermit, sobald es eure Kräfte erlauben, mich mit eurer Gegenwart zu beehren, indem mein Nachbar, dessen Verhältnisse, eine Dame in seiner Burg nach Gebühr zu bewirthen, nicht erlauben, mir den Vorzug gern bewilligt.

Ich werde ohne Weiteres, entgegnete die Gräfin, von eurer Güte, so lange es mir die Nothwendigkeit zur Pflicht macht, Gebrauch machen, indem mir dadurch noch das Glück zu Theil wird, recht oft in der Nähe eurer liebenswürdigen Nichte zu seyn.

Nach drei Tagen war die Gräfin wieder so weit hergestellt, daß sie ohne Gefahr die kleine Reise nach Graf Adelberts Burg machen konnte.

Das Schloß des Grafen Adelbert von Hohenbüchen war von einem ungeheuren Umfange, doch, wie schon erwähnt, nur zur Halbschied bewohnbar. Der eine ziemlich verfallene Theil desselben rührte noch von dem ersten Erbauer der Burg her, der andere Theil aber, der einige Jahrhunderte später durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt, und neu erbauet worden, war der jetzt bewohnbare Theil, in welchem

wenigſtens hundert der ſchönſten und prachtvollſten Zimmer, ſo einladend als möglich waren. In jenem verfallenen Theile des Schloſſes aber, in jenen großen weitläuftigen Gemächern, in jenen furchtbaren Sälen, die noch überall Spuren von ehemaliger Pracht zeigten, in denen noch koſtbares Schnitzwerk, faſt bis zur Verſchwendung gehende Goldverzierungen, und die allervorzüglichſte Malerei ſichtbar war, in dieſen Gemächern, hieß es, ſolle es bei Nachtzeit nicht geheuer ſeyn. Zu verſchiedenen Malen wollte man ſchon um Mitternacht einen der größeſten Säle hell erleuchtet, und an einer langen Tafel eine zahlreiche Geſellſchaft bärtiger Männer geſehen haben; allein eine Beſtätigung dieſes Gerüchts war nicht vorhanden, es war nur Gerede des Burggeſindes, das dieſen nächtlichen Spuk gewöhnlich nur in Abweſenheit des Grafen bemerkt hatte, und da

dieſer an dergleichen nicht glaubte, auch nicht Luſt hatte, die Sache genau zu unterſuchen, ſo blieb es bei einem bloßen Gerede. Was und wie viel indeß an der Sache war, mag uns die Zeit lehren, wir wollen in dieſem merkwürdigen Ereigniß keinen Vorgriff thun, ſondern dem Leſer den Verfolg der Geſchichte mittheilen.

Die Gräfin von Weſterwald wählte ihre Zimmer in der Nähe, wo Eleonorens freundliche Geſtalt wandelte, und ſie würde ſich hier, wenn ſie nicht einen geliebten Gemahl zu beweinen gehabt hätte, recht glücklich gefühlt haben; doch der Gedanke an dieſen koſtete der edlen Dame manche Thräne, manche ſchlafloſe Nacht. Walter von Unna, der ſich durch die freundliche Aufnahme der Gräfin an jenem Abende in derſelben eine Freundin erworben hatte, kam nun faſt öfter als zuvor, allein ſein Betragen gegen das Fräulein blieb immer

daſſelbe. Er ließ es nie an der zarteſten Aufmerkſamkeit mangeln, ſuchte wo es ihm nur möglich war, derſelben einen Dienſt zu erweiſen, und ſich ſo immer mehr und mehr ihre Freundſchaft zu erwerben. Die Gräfin, die faſt immer Zeugin ſeiner Handlungen war, und mit ihrer längeren Erfahrung leicht merkte, welche Abſicht der Ritter auf das ſtill liebende Fräulein hatte, nahm einſt Gelegenheit, mit dieſer darüber zu ſprechen.

Seit wie lange, fragte die Gräfin das Fräulein bei der Hand faſſend und ihr ſcharf ins ſchöne blaue Auge ſehend, ſeit wie lange beſteht denn dies ſonderbare Verhältniß ſchon zwiſchen euch?

Schon ſeit einem Jahre, gab Eleonore zur Antwort.

Das iſt ſonderbar, und noch fand ſich in dem Jahre keine Gelegenheit, eure Herzen einander näher zu bringen? denn

daß dir der wackere Walter nicht gleichgültig ist, das merkte ich schon in der ersten Stunde, als ich an jenem Abende auf seiner Burg krank darnieder lag, und wie lange ist seit jener Zeit schon wieder verstrichen, und die Sache ist noch immer beim Alten.

Ja, theure Freundin, sagte Eleonore, ich gestehe es, der Ritter ist meinem Herzen theuer, nnd gern würd ich ihm meine Hand reichen, aber —

Nun, und welches Aber hält dich davon zurück? ist seine Hand vielleicht nicht mehr frei? hat er vielleicht ein früheres Gelübde, das ihm jetzt, da er dich gesehen, aber nicht mehr zusagt, zu erfüllen?

Ihr setzt mich in Verlegenheit, edle Freundin, antwortete Eleonore, und verbarg die hoch erglühete Wange hinter der schneeweißen Nesseltuchschürze, meine Schönheit ist es nicht, die dem Ritter so viel

Achtung für mich eingeflößt, es mag ein anderes Gefühl seyn, aber ein noch anderes Gefühl hält ihn davon ab, mir seine Hand anzutragen.

Und darf ich das Geheimniß nicht wissen? fragte die Gräfin, das liebliche Mädchen an ihre Brust ziehend.

Eine Sache, die der ganzen Welt bekannt ist, dürft auch ihr wissen. Walter ist arm, sehr arm, sein Vater, der bis an sein Lebensende ein wüstes Leben geführt, hinterließ ihm nichts als jene alte verfallene Burg und sein Wappen. Ich bin, wie ihr von dem Oheim selber wißt, dessen einstige Erbin, dies also glaub ich, ist die Ursache, warum er es nicht wagt, den Oheim um meine Hand zu bitten.

Ein Zartgefühl, das wir an den Männern ehren müssen, entgegnete die Gräfin, ich würde ihn bei weitem nicht so achten können, als ich ihn achte, wenn ich

wüßte, daß er nnr darum alle Segel anſpannte, um ſich in deine Gunſt zu ſetzen, weil er weiß, daß du eine reiche Erbin biſt. Nein, liebe Eleonore, ſeine Grundſätze und ſein Stolz iſt in dieſem Falle ſehr lobenswerth, es iſt mir lieb, daß ich die Urſache kenne, laß es dir lieb ſeyn, mich zu deiner Vertrauten gemacht zu haben, ich werde für dich in Zukunft das Wort reden.

Mit der, dem Mädchen angebornen Schamhaftigkeit bat Eleonore die Gräfin, doch ja mit ihrem Oheim über dieſen Gegenſtand nicht zu reden; allein die Gräfin antwortete, daß ſie es für ihre Pflicht halte, in dieſer Sache hier zu thun, was ſie für Recht halte, und was in ihren Kräften ſtehe.

Viertes Capitel.

Obgleich die Grafen Adelbert von Hohenbüchen und Otto von Westerwald im Leben keine Freundschaft gepflegt, indem schon die Verschiedenheit der Jahre sie daran verhinderte, obgleich beiden nicht mehr als der Name und die Abstammung des Geschlechts des andern bekannt war, und sie sich vielleicht einmal auf einem Banquet persönlich kennen gelernt hatten, so hatte doch der in der Fehde gebliebene Graf Otto in guten Tagen gegen seine Gemahlin ein so gutes Zeugniß von ihm abgelegt,

das ſie ſogar bewogen hatte, in der Stunde der Noth bei ihm Zuflucht und Schutz zu ſuchen, und das war dem edlen Adelbert genug, ſich der ſchönen unglücklichen Gräfin nach möglichſten Kräften anzunehmen. Schon nach Verlauf der erſten Wochen, in welchen er ſich bei der Gräfin nach dem ganzen Hergange der unſeligen Streitigkeiten genau erkundigt hatte, ſandte er einen Herold an die Ritter Kunz von Steinthal und Conrad von der Wart, und ließ ihnen ihr unritterliches Betragen, und die daraus entſtehenden Folgen vorſtellen, vergaß auch nicht hinzufügen zu laſſen, daß er ſich der verlaſſenen Wittwe, wie es Ritterpflicht und Sitte ſey, vor Kaiſer und Reich annehmen und ihr Recht vertheidigen würde. Mit einem ſchimpflichen Hohngelächter ſchickten aber die Ritter den Herold zurück, und ließen dem Graf ſagen: daß ſie ſeine Drohung verlachten. Sie

wären die vom Graf Westerwald stets Beleidigten und Gekränkten, und würde dieserhalb auf dem nächsten Reichstage ihr Recht schon geltend zu machen wissen, wenn ihm indeß damit nicht genüge, und er etwa Vergnügen fände, sich selbst einmal mit ihnen in offener Fehde zu messen, so dürfe er sich darüber nur äussern, sie wären dann nicht abgeneigt, ihn einmal die Schärfe ihrer Schwerter fühlen zu lassen. Dem Grafen verdroß diese Antwort, in welcher seine persönliche Tapferkeit beleidigt war, mehr als jene dem Grafen Westerwald zugefügte Unbill; noch mehr aber wurde er von Walter von Unna, der gerade gegenwärtig war, als der Herold die Antwort brachte, dazu aufgereizt. Stände mir, sagte Walter, eine solche Macht zu Gebot, wie euch, Herr Graf, ich würde die Uebermüthigen schon zu züchtigen wissen, doch ich, — ich muß leider

mit meinen geringen Kräften gegen das Wild in meinen Waldungen ausziehen, weil dies mir keine Gegenwehr in den Weg stellen kann.

In dieser Selbstdemüthigung des Ritters, die gerade zu rechter Zeit gewählt war, lag für den Grafen ein Stachel, den er ohne eine Wunde zu bekommen nicht herausreißen konnte, er sah sich daher genöthigt, die Sache so schleunig als möglich im Namen der Gräfin von Westerwald dem Kaiser vorzustellen. Dieser war zwar nicht abgeneigt der Gräfin und besonders ihrem Sohne ihr Eigenthum und ihr Recht wieder zu verschaffen, allein er hatte gerade zu dieser Zeit mit den eignen rebellischen Vasallen zu viel zu schaffen, so daß er diese Sache einstweilen in den Hintergrund stellen mußte.

Walter von Unna wußte dies recht gut, und um desto mehr spannte er alle Se-

gel an, den Graf zu einer Fehde gegen die Ritter anzureizen. Bertha, Gräfin von Westerwald, war eine Frau, die kaum dreißig Jahre zählte und im vollen Lichtglanze ihrer Schönheit da stand. Graf Adelbert zählte zwar schon sechzig, und war, wie uns bekannt, noch im ledigen Stande, es war ihm auch im Laufe seines Lebens noch kein weibliches Wesen aufgestoßen, das mit so viel Liebenswürdigkeit, mit so viel Bildung des Geistes und mit so viel Muth im Unglück ausgerüstet gewesen wäre, als Gräfin Bertha; kein Wunder daher, wenn in einem Zeitraume von einem Jahre, durch öfteres Beisammenseyn in dem lebensfrohen Herzen des jugendlichen Greises Gefühle erwachten, die er bisher noch nie gekannt hatte. Er unterdrückte indeß ein Gefühl, dessen er sich nach seinen Ansichten glaubte schämen zu müssen, und hatte sich, so viel ihm selbst

bewußt, auch noch nie ein Wort, oder nur einen Blick erlaubt, womit er das Gefühl seines Herzens hätte verrathen können. Indeß gab es vier andere Augen, die mehr gesehen hatten als er selber, besonders war dem Falkenauge des Ritter Walter auch nicht das Geringste entgangen, was irgend nur Beziehung auf eine Herzensangelegenheit haben konnte. Dem Fräulein Eleonore war es auch nicht verborgen geblieben, was unter diesen beiden edlen Menschen vorging; sie hatte die zärtlichen Blicke ihres Oheims, so geheim er auch damit war, dennoch von Zeit zu Zeit belauscht, und mit solchen Gefühlen gar zu genau bekannt und vertraut, konnte es nicht leicht an einem richtigen Schlusse fehlen. Einst als Walter und Eleonore einige Augenblicke allein waren, benutzte Ersterer die Gelegenheit, das Gespräch auf diesen Gegenstand zu leiten. Aber wie

verzog sich seine Stirn in düstre Falten, als er von dem Fräulein nicht allein erfuhr, daß sie auch schon einen Blick in jenes Geheimniß geworfen, sondern sich darüber freue, wenn diese beiden vortrefflichen Menschen sich einander näher träten, und noch ein Bündniß schlössen, daß ihren beiderseitigen Lebensweg nur mit den schönsten Rosen bestreuen müsse.

Fast aus aller Fassung gebracht, trat Walter einen Schritt zurück, und maß das Fräulein vom Scheitel bis zur Sohle. Seyd ihr von Sinnen, Fräulein? fragte er dann, oder habt ihr noch nie daran gedacht, daß die Gräfin itzt nichts weiter als eine schöne Bettlerin ist, die euch um euer ganzes schönes Erbe bringen wird?

Nein, Herr Ritter, antwortete Eleonore, daran hab ich noch nie gedacht, und werde auch nicht Ursach haben daran zu denken, denn Graf Adelbert ist mein

Wohlthäter und reich genug, auch mir eine schöne Morgengabe, wenn ich ihrer bedarf, geben zu können. Doch woher diese Aeußerung aus eurem Munde? ich kenne euch schon zu lange, um euch des Eigennutzes beschuldigen zu können, nicht wahr? ihr habt mich nur auf die Probe stellen wollen?

Walter wollte hierauf antworten, allein des Fräuleins Zofe trat ins Zimmer und das Gespräch war damit abgebrochen, doch konnte Walter, so sehr er sich auch bemühete heiter zu scheinen, den innern Unmuth von seiner Stirn nicht vertreiben.

Noch an demselben Tage fügte es sich, daß Graf Adelbert das Gespräch auf die Ritter von Steinthal und von der Wart brachte. Walter hatte dies längst gewünscht, aber selbst davon anzufangen absichtlich vermieden; itzt war die Zeit da, und er erzählte, wie er in Erfahrung gebracht, daß

ſich die Herren in die ſchönen Beſitzungen des Grafen Otto von Weſterwald, wie in ihr Eigenthum getheilt hätten, und die Burg mit einem Vaigt und einer ſtarken Beſatzung verwahrt hielten.

Das iſt himmelſchreiend, ſagte die Gräfin, die mit zugegen war; wie kann es aber auch anders kommen, wenn der Unterdrückte, Schwächere vor Kaiſer und Reich, wo ihr, edler Mann, euer Möglichſtes für mich gethan habt, kein Recht erlangen kann, jedem Schurken iſts ja dann erlaubt, ſeinen Nächſten zu überfallen und ihm des Seinigen zu berauben; doch mir bleibt noch ein Troſt, ich habe ja einen Sohn, er wird heranwachſen, und einſt als Mann ſein Recht geltend zu machen wiſſen.

Es iſt allerdings eine ſchlimme Zeit, Frau Gräfin, entgegnete Walter ſich freundlich verneigend, doch wenn ich mich eurer Huld ſo zuverläſſig erfreuen dürfte,

wie Graf Adelbert von Hohenbüchen, und mir solche Streitkräfte zu Gebote ständen als ihm, so würde ich euch meine Liebe, meine Dankbarkeit durch die That zu beweisen suchen; denn nur durch Gewalt kann hier Gewalt vertrieben werden.

Meinen herzlichen Dank für eure gute Meinung, Herr Ritter, antwortete die Gräfin, aber ich müßte sehr undankbar seyn, wenn ich von diesem vortrefflichen Manne, dessen Güte ich in Anspruch zu nehmen gezwungen bin, nur einen solchen Wunsch in meinem Herzen hegen könnte, und ist denn des Blutes nicht schon genug vergossen? sollen jenen Habsüchtigen der Opfer noch mehr fallen, sollt ich neben dem Gatten noch den Wohlthäter, den Versorger beweinen? Nein, Herr Ritter, Bertha von Westerwald kann nicht undankbar seyn, nimmermehr würde ich in diese Fehde willigen.

Obgleich dieſe Worte aus der Seele der Gräfin kamen, ſo hatte Walter im Beiſeyn des Grafen mit ſeiner Rede doch den Nagel auf den Kopf getroffen, denn dieſer fühlte nun gar zu deutlich, daß ihm nach ſolch einer öffentlichen Aufforderung kein anderer Weg übrig war, als das Schwert zu ergreifen, und jenen Hab- und Streitſüchtigen den Raub wieder zu entreißen. Noch an demſelben Tage bekam der Rüſtmeiſter Befehl, alle Waffen in brauchbaren Stand zu ſetzen, der Stallmeiſter erhielt den Auftrag, alle ſtreitbare Roſſe in der ganzen Grafſchaft einzuziehen, und auf den freien Plätzen vor der Burg gingen am folgenden Tage die Waffenübungen mit einer ſolchen Heftigkeit vor ſich, als ſolle es gegen die Sarazenen gehen. Schon nach acht Tagen ward den Rittern, wenn ſie nicht freiwillig die Burg des Grafen von Weſterwald verlaſſen, und

ſich für den ungerechten Streit zu einem Schadenerſatz bequemen wollten, Fehde, blutige Fehde angedeutet.

Die Gräfin und Fräulein Eleonore ſahen dieſen traurigen Waffenſpiel mit bangem klopfendem Herzen zu, ſie merkten, ohne den Grafen, der in dieſen Tagen ſehr ernſt war, zu fragen, was es zu bedeuten habe, den Zweck dieſer ſchrecklichen Zurüſtung; aber ſie wußten auch, daß der einmal gefaßte Entſchluß des Grafen, und wenn er den Tod vor Augen ſah, feſt und unabänderlich war.

Walter von Unna ſchloß ſich mit ungemeinem Wohlgefallen mit ſeiner geringen Mannſchaft an den Grafen an. Er war mit den erſten Sonnenſtrahlen vor der Burg Hohenbüchen, und tummelte ſich bis zum ſpäten Abend mit den Reiſigen und Knechten herum, ihnen in den Waffenübungen die vortheilhafteſten Stellungen zeigend.

Jene, zwar unrechtmäßige Beſitzer der ſchönen gräflichen Güter, waren als kaiſerliche Lehnsvaſallen, und mit ihrem Lehnsherrn in gutem Vernehmen ſtehend, weit entfernt, dieſe Beſitzungen wieder herauszugeben, noch viel weniger aber obendrein einen Schadenerſatz geben zu wollen, und ſo war denn die Fehde und alle möglicherweiſe daraus erſprieſenden Folgen unvermeidlich.

Fünftes Capitel.

Der Tag, an welchem eine Fehde beginnen ſollte, die endloſen Jammer über drei edle Menſchen verbreitete, war beſtimmt, tauſend ſtreitbare Männer, die alle für ihren Herrn dem Tode mit kühnem Muthe ins Auge ſahen, ſtanden unter den Waffen und erwarteten mit Ungeduld das Signal, das ſie dem Feinde entgegen führen ſollte. Sowohl die Gräfin als Fräulein Eleonore, hatten ſchon mehrere Nächte hindurch den Schlaf vergebens erwartet, und zwar aus ſehr wichtigen Gründen,

denn einer jedem zog ein verwandtes Herz in den Streit, dessen Zurückkunft kein Sterblicher vorhersagen konnte. O Bertha! sagte Eleonore, wenn sie nicht wiederkehrten, wenn der Feinde Macht die Tapfern besiegte? Wenn Walter, wenn mein theurer Oheim in ihre Hände fielen, wie würden jene Tyrannen mit ihnen umgehn, wie würden sie hohnlächelnd sich an ihrer Verzweiflung weiden, wenn sie im Burgverließ auf faulem Stroh, bei trocknem Brot und klarem Wasser zu spät ihr zwar gerechtes Unternehmen bereueten, ich würde den Jammer nicht lange überleben.

Erspare mir diese Vorwürfe, du theure Engelseele, ich habe mich schon selber lange genug damit gepeinigt, denn ich, ich allein bin, wenn das Unglück geschehen sollte, die Ursache davon, ohne mein Erscheinen wärst du vielleicht längst die glückliche Gattin eines edlen Mannes, der

durch deines Oheims überflüſſige Reichthümer in deinen Armen bald ſeinen Kummer würde vergeſſen haben; aber ſo pflegt es auf Erden immer zu gehen, wer ſelbſt keine Leiden, keine Widerwürdigkeiten hat, dem muß das unerbittliche Schickſal ſie auf die wunderſamſte Weiſe in den Weg führen. O wie es mich ſchmerzt, einen Mann, wie deinen Oheim, der ſein ganzes Leben hindurch mit der Welt in Frieden gelebt hat, den ſeine Unterthanen anbeten, den ſeine Nachbarn lieben und ehren, daß ich ihn dir vielleicht entreißen muß — daß ich vielleicht auch ihn beweinen muß, denn wiſſe, theures Mädchen, aber zürne mir nicht, ich ehre, ich achte ihn nicht allein, ich — ich liebe ihn, ich liebe ihn wie einſt meinen Otto. Mit dieſem Geſtändniß verbarg die Gräfin ihre hocherglüheten Wangen an dem ängſtlich klopfenden Buſen des

Fräuleins, von der ſie recht innig dafür umarmt wurde.

Nun ſo lieben wir ja beide, ſagte Eleonore, und erhob das ſchöne klare Auge, in dem der Himmel ſich verklärte, zur Gräfin, ſo wollen wir denn, weil wir nicht mit ihnen ziehen, nicht mit ihnen fechten können, zu dem Gott beten, in deſſen Händen ihr Geſchick allein liegt.

Ja wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, antwortete der Graf, der eben ins Zimmer trat, und die letzten Worte gehört zu haben ſchien. Die Gräfin wurde ſcharlachroth, und wußte in ihrer Verlegenheit nicht, wohin ſie das Auge wenden ſollte.

O wendet es nicht weg, das ſchöne Antlitz, edle Frau, in das ich ſeit längerer Zeit mit innigem Wohlgefallen geſchauet, ſchämet euch eines Gefühls nicht, daß ihr vor Gott und Menſchen bekennen dürft. Ihr habt

nur noch eine Pflicht, die Mutterpflicht, die andere habt ihr bis zum Grabe eures Gatten redlich erfüllt, ihr habt seine Asche als treue redliche Gattin beweint, des geb ich euch Zeugniß; nun aber ist das Band aufgelöst und ihr dürft mit eurem schönen Herzen nach Gefallen schalten und walten. Seht, theure Freundin! es klingt zwar sonderbar, wenn ein Mann, der sein sechzigstes Jahr angetreten hat, zu einem jungen schönen Weibe, der er füglich Vater seyn könnte, sagt: daß sie ihm das alte Herz in der Brust wach gemacht, daß sie nie empfundene Gefühle darin aufgeregt habe, doch ihr seyd mir zuvorgekommen, und das war Gottes Fügung, sonst hätte ich vielleicht ewig geschwiegen. Sonderbar, ich muß das Wort wiederholen, klingt es allerdings, daß ich alter Knabe, der ich mich so lange in der Welt umgesehen, itzt erst finde, was ich so lange vergebens gesucht

habe; aber bei meinem lieben Gott ists geschworen, ein so lieblich Wesen hab ich nie gefunden. Ein so liebenswürdiges Weib, das so viele Tugenden in sich vereint, hab ich am Hofe des Fürsten, ja am Hofe des Kaisers nicht gefunden.

Edler, vortrefflicher Mann! antwortete die Gräfin, daß euer Mund mir keine Schmeichelei zu sagen in Stande ist, dafür bürgt mir euer redliches Auge, und darum will ich mich auch eines unvorsichtigen Geständnisses gegen eure Nichte, meine Freundin, nicht schämen, und euch selber gestehen, daß ich euch hoch, sehr hoch schätze.

Und würdet euch auch entschließen können, wenn ich von diesem Zuge gesund und wohl zurückkehre, mir eure schöne Hand zu reichen?

Wenn ich euer Lebensglück dadurch vermehren kann, von Herzen gern, ich will

mich dann als eine von Gott dazu Auserwählte betrachten, und euch lieben und ehren, so viel ich kann; denn ihr seyd ja die Liebe, die Güte selbst.

Mein theurer Oheim! sagte Eleonore und helle Freudenthränen glänzten in ihren schönen Augen, mein theurer Oheim, welch eine Freude macht ihr mir. Ja, Bertha ist nicht allein schön, sie ist auch gut, engelgut, und wird euch nächst Gott am höchsten lieben.

Ja, Mädchen, du bist auch gut, und sollst auch nicht — darunter leiden. Ich bin reich, der Herr hat mich mit den Gütern dieser Erde reichlich gesegnet, und redlich will ichs unter euch theilen, seyd ihr damit zufrieden?

Von ganzem Herzen! riefen beide wie aus einem Munde, und Bertha sank in seinen linken und Eleonore in seinen rechten Arm. So hielt sich das schöne

Kleeblatt eine ganze Weile in ſtummem Entzücken umarmt, bis endlich die Gräfin ſich ſanft loswand, und mit einem unterdrückten Seufzer ſagte: o der unglücklichen Fehde! hätt ich keinen Sohn, nimmermehr würde ich euch itzt ziehen laſſen, denn wenn mir das Glück am günſtigſten lächelt, dann hat es gewöhnlich ſeine ſchlimmſte Tücke im Hinterhalt.

Und hättet ihr auch keinen Sohn, meine theure Bertha, diesmal wäre die Sache doch nicht zu ändern, denn noch niemals hat Adelbert von Hohenbüchen ſein Wort gebrochen. Mögen jene Ritter nun auch gehandelt haben, wie ſie gewollt, ſo ſind ſie doch ebenbürtige Männer, und wofür müßten ſie mich halten, wenn ich itzt, da ich ihnen Fehde angekündigt, daheim bleiben wollte? Nein, das geht nicht, wir ziehen für Gott und die gerechte Sache, war ich ja noch immer Sieger, drum

zagt nicht, ich komme wieder, und dann soll unser Aller Glück blühen, so lange es dem Herrn gefällt.

Ein schmetternder Trompetenstoß verkündigte die Ankunft des Ritter Walter von Unna.

Hört ihrs! rief der Graf, da ist er, an dessen Seite ich für euch siegen oder —

O sprecht es nicht aus, fiel ihm Bertha rasch ins Wort, um Gottes willen, sprecht es nicht aus, das entsetzliche Wort.

Eleonore war ans Fenster geeilt; seht, rief sie freudig erschrocken, denn ihre Lippen zitterten, und ihre Wangen waren bleich wie das herbstliche Sonnenlicht, seht wie der stattliche Mann auf seinem hohen muthigen Streitrosse eine Zierde vor vielen Tausenden ist, wie die stolze Feder an seinem Helme, vom leisen Winde bewegt, mir den Morgengruß zunickt, seht den

glänzenden Brustharnisch, ein Spiegel gleicht ihm kaum.

Ja, meine Eleonore, sagte die Gräfin, die ihr zur Seite geeilt war, ja er ist schön, und in deinen Augen vor Tausenden schön; denn du liebst ihn.

Mit einem Sprunge war Walter von dem sich hochbäumenden Rosse herunter, warf den Knappen die Zügel zu, vermeldete den am Fenster stehenden Damen seinen Respect, und stand dann in wenig Sekunden an ihrer Seite. Wie wohl bin ich, sagte er, diesen Tag erlebt zu haben, denn noch nie zog ich freudiger und muthiger in die Fehde als heute; aber noch nie war auch der Streit gerechter als heute, und ich darf euch versichern, meine Ahnung sagt mirs, ihr seht mich nur als Sieger wieder.

Das gebe der Himmel! fiel ihm rasch die Gräfin in die Rede, denn untröstlich

würde ich seyn, wenn ich nur der unseligen Fehde halber noch Opfer zu beweinen hätte.

Darüber dürft ihr ganz außer Sorgen seyn, edle Frau. Graf Adelbert von Hohenbüchen ist dem ganzen deutschen Reiche als ein tapferer Held bekannt, und die Zahl seiner Mannen ist denen der Feinde auch überlegen, also nur höchstens Verrätherei könnte uns den Sieg abwendig machen.

Wenn unser frommes Gebet dergleichen verhindern kann, so sehen wir euch wohlgemuth wieder.

Während der Ritter sich noch mit den Damen unterhielt, sie mit den Vortheilen, die der Graf vor den habsüchtigen Rittern in vieler Hinsicht voraus hatte, bekannt machte, hatte der Graf seine stählerne Rüstung angelegt, mit den schweren goldnen Sporen die Stiefel geziert, und

das Haupt mit einem schweren Helme bedeckt. Mit dem Leibknappen, der ihm den Schild, worauf das gräflich von Hohenbüchensche Wappen von kunstreicher Hand gearbeitet stand, überbrachte trat er noch einmal in den Saal, reichte der Gräfin und seiner Nichte die Rechte und sagte: der Tag, an welchem ich wiederkehre, soll, so es Gott will, ein dreifacher Fest- und Freudentag werden, und nun noch einmal, gehabt euch wohl, und wachet und betet, damit ihr nicht in Anfechtung fallet.

Ungeduldig stampfte der rabenschwarze Streithengst den Boden, und konnte die Zeit nicht erwarten, wo er stolz mit seiner edlen Bürde dem Zuge voran traben konnte. Endlich kam der Graf und auch Walter in den Burghof, beide schwangen sich, Ersterer noch eben so rasch und geschmeidig als Letzterer, in die Sättel, ein Trompetenstoß verkündigte den Aufbruch und im

vollen Trabe gings über die Zugbrücke ins Freie hinaus. Die Gräfin und Eleonore waren in ein anderes Zimmer geeilt, wo sie den geliebten Streitern für Recht und Gerechtigkeit so lange nachsehen konnten, bis der nächste Wald sie ihren Augen entzog.

Wie doch heute alles so in schönster Ordnung, im schönsten Glanze dahin zieht, sagte die Gräfin, und übermorgen, ach! wie dann der stattliche Zug sich gestalten mag! Mancher wird dann schon nicht mehr unter die Lebendigen gezählt, schläft im kühlen Schooß der Erde den langen ewigen Schlaf, bis ihn einst die Posaune des Weltgerichts zur Auferstehung weckt, mancher kehrt vielleicht mit schweren Wunden bedeckt heim, und beneidet im unerträglichen Schmerz die, die ihm vorangegangen. O die Männer! die Männer! ihr störrischer, unbiegsamer Sinn, wie vielen Jam-

mer, wie vieles Herzeleid hat er nicht schon zu unzählichen Malen über viele Tausende gebracht.

Es ist wahr, entgegnete Eleonore, aber mein Oheim zog noch stets mit Glück aus der Fehde zurück, der Herr wird auch alles zum besten lenken.

Jetzt hatte der Zug den Wald erreicht, noch einmal weheten beide Damen mit weißen Tüchern den Kriegern ein Lebewohl zu, worauf diese dann verschwanden, und diese zu ihrer Arbeit zurückkehrten.

Um alles Aufsehn zu verhüten, und die Ritter, die von dem Tage und der Stunde, wo die Vertheidiger fremder Rechte ihnen ihr erobertes Besitzthum wieder entreißen wollten, nichts wußten, gewissermaßen heimlich zu überfallen, that Walter den Vorschlag: auf verschiedenen Umwegen, nicht auf die gräflich von Westerwaldsche Burg, sondern auf die, nur in schwachem

Vertheidigungsſtande befindliche Burg des Conrad von der Wart los zu gehen.

Obgleich ich wohl weiß, entgegnete der Graf, daß man ſich heut zu Tage dergleichen erlaubt, ſo iſt mir doch der gerade Weg immer der beſte. In offener Fehde, wo Mann gegen Mann ſteht, wo kein Verrath, keine Hinterliſt gebraucht wird, da darf ſich der Sieger ſeines Sieges mit vollem Rechte freuen und rühmen; doch ſo, wie ihr es meint, Herr Ritter, müßt ich mich ja des Sieges ſchämen.

Derſelben Meinung bin auch ich, ſagte Walter; aber wer ſteht euch denn dafür, ob unſere Feinde unſere ſtreitbare Macht nicht genau erkundſchaftet, und die, indem ſie die Uebermacht darin erblickt, zu ähnlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen oder ſchon genommen haben, müſſen wir deshalb nicht auf unſerer Hut ſeyn und jedes uns zu Gebote ſtehende Mittel ergreifen?

Wir gehen auf die Wartburg los, nehmen die geringe Mannschaft in sichere Verwahrung, der Familie und den sonstigen Burggesinde geben wir freies Geleit, wohin sie will, und nehmen so von der Burg Besitz. Natürlich wird Ritter Conrad bald Wind davon bekommen und mit einem bedeutenden Theil seiner Reisigen aufbrechen, um sein rechtmäßiges Eigenthum zu vertheidigen, hierdurch wird die Gesammtmacht geschwächt, und der Sieg uns um so leichter gemacht.

Wißt ihr denn aber so gewiß, Herr Ritter, daß Conrad von der Wart die Burg in so schlecht verwahrtem Zustande hinterlassen hat?

Durch meine Kundschafter hab ich das längst in Erfahrung gebracht.

Ein sicherer Beweis, sagte der Graf mit bedeutsamer Stimme, daß jene Ritter überzeugt sind, es mit einem redlichen Man-

ne zu thun zu haben; ich denke also es bleibt dabei, wir ziehen vor die Burg des Grafen Westerwald und versuchen da, was das Glück uns beschieden hat.

Ich habe mich, weil ich selber zu handeln zu schwach bin, eurer Leitung anvertraut, antwortete Walter ein wenig bitter, und werde also eurer Meinung nichts mehr entgegen setzen — meinen Plan muß ich aber dennoch erreichen, setzte er leise mit verbissenem Grimm hinzu, und sollt ich selbst darüber zu Grunde gehen.

Sechstes Capitel.

Während die Gräfin und Fräulein Eleonore sich daheim mit peinlichen Sorgen quälten, hatten die Ritter mit einbrechender Nacht ein freundliches Wiesen-Thal gefunden, wo sie Halt machten um hier zu ruhen. Für den Grafen und Ritter Walter von Unna wurde ein Zelt aufgeschlagen und ein lustiges helloderndes Feuer angezündet, alle Uebrige behalfen sich so gut es gehen wollte; indeß waren alle mit hinlänglichen Lebensmitteln versehen. Es war ein ruhiger, stiller Herbstabend, ein

lauer Westwind strich über die halb entlaubten Bäume, welche von einer Seite das Wiesenthal einschlossen, als Walter sich, nachdem er mit dem Grafen das frugale Abendmal eingenommen, bei diesem, unter dem Vorwande: daß er nachsehen wolle, ob alles unter den Leuten in gehöriger Ordnung sey, beurlaubte. Der Graf unterhielt sich noch lange mit seinem Feldhauptmann, einem ebenfalls klugen erfahrnen Manne, über den morgenden Tag und die zu machenden Angriffe. Ulrich von Rosla, der mit dem Grafen schon manche Fehde mitgemacht, schon manchen Sieg erfochten hatte, und seinen Herrn wie einen Bruder liebte, konnte, obgleich er wußte, in welchem Verhältniß Walter mit dem schönen Fräulein Eleonore stand, doch nicht unterlassen, seinen Herrn einige Winke zu geben, die sein Mißtrauen gegen den Ritter an den Tag legten. Der

Grafen Stirn zog sich bei diesen Aeusserungen in düstre Falten, aber er erwiederte nichts darauf, ein Beweis für jenen, daß er diesen Punkt nicht gern berührt wissen wolle. Rosla schwieg, und erst nach mehrern Stunden kehrte der Ritter zurück, und berichtete: daß sich alles im besten Zustande befände, daß die Reisigen und Knechte mit Ungeduld den nächsten Morgen erwarteten, wo sie nach langer Zeit einmal wieder ihren Muth und ihre Kräfte versuchen könnten. Der Graf erzwang ein beifälliges Lächeln, denn er wollte auf Walters Angesicht eine Art von Verlegenheit bemerken, die indeß leicht durch die eben gemachte Bemerkung des Feldhauptmanns herbei geführt seyn konnte. Um indeß jeden mißtrauischen Gedanken, der doch nur schädlich seyn konnte, zu verbannen, nahm er den gefüllten silbernen Becher, setzte ihn

an ſeine Lippen und ſagte: die Liebe und die Treue ſoll leben!

Die Liebe und die — doch wie kommt ihr darauf, Herr Graf, fragte Walter gedehnt.

Nein, es gilt euch, Herr Ritter, für einen Mann in euren Jahren müſſen dieſe Eigenſchaften noch ganz beſondern Werth haben, beſonders, wenn ſie auf ein Mädchenherz in Anwendung gebracht werden.

Ja, wenn ihr es ſo meint, antwortete Walter, ſich von ſeiner Verlegenheit erholend; denn er glaubte, daß ſein Thun während ſeiner Abweſenheit verrathen ſey, dann ſtoße ich mit euch an: es lebe die Liebe und die Treue!

Unter Plaudern und Trinken verging noch eine Stunde, der Mond, der bisher das Wieſenthal mit ſeinem matten Scheine erhellt hatte, ging hinter das nächſte Gebirge, und bald war die Gegend in Nebel

und dicke Finsterniß gehüllt. Noch eine Stunde und es wurde in dem kleinen Lager schon wieder lebendig, die Knechte fütterten die Rosse und sangen dabei ein andächtig Morgenlied. Der Graf, der ein Stündchen geschlummert hatte, erwachte, verrichtete sein stilles Morgengebet und ließ sich dann seinen Harnisch und seine Sporen anlegen. Sie hatten von hieraus noch zwei Stunden bis zur Burg des Grafen Westerwald, wo dann, wenn ein nochmaliger Versuch der Güte nicht fruchten wollte, das Schwert die gerechte Sache entscheiden sollte.

Noch lange war das Heer zum Aufbruch nicht im Stande, auch dämmerte in Osten eben der Morgen erst, als man dem Grafen meldete: daß sich in einiger Entfernung eine feindliche kriegerische Schaar nahe.

Ha, das ist Verrätherei! rief Walter, aber wart, das soll euch theuer zu stehen kommen.

Der Graf warf einen mißtrauischen Blick auf den Ritter, und befahl so schleunig als möglich aufzubrechen. Walter war in wenig Minuten schon fertig, sein Knappe führte ihm das Schlachtroß vor, er schwang sich hinauf, und war dann schnell unter den Kriegern, sie zu möglichster Eil antreibend. Der Graf war auch bald unter den Seinigen, doch ehe sie zu einem Angriff fertig waren, wurden sie schon von den Herbeigeeilten überfallen und angegriffen.

Mit einer blinden Wuth fielen die Feinde unter Anführung des Ritter Kunz von Steinthal über sie her, und wo ein Schwertstreich dieser Wüthenden hinfiel, da sank der Muthigste zu Boden und hauchte seinen Geist aus. Schon hundert

der Seinigen hatte der Graf in den Staub sinken sehen, und sein Herz blutete dabei wie die Wunden der Erschlagenen, aber hier war kein Erbarmen, denn obgleich dem Feinde an Mehrzahl überlegen, so waren sie doch noch nicht in der gehörigen Ordnung gewesen, und mußten so eine Schuld büßen, die sie nicht verdient hatten. Jetzt nahete sich Ritter Kunz von Steinthal mit noch einigen jungen Rittern dem Orte, wo der Graf mit seinem Kampfgenossen, Walter von Unna, focht. Der Kampf war sehr ungleich, denn fünf wollten sich hier mit zwei messen, allein Walter war auch in die fürchterlichste Wuth gerathen, und ehe noch ein heftiger Wortwechsel — die Sache des Streits betreffend — geendet war, streckte er schon zwei rüstige Edelknappen ins Gras. Jetzt erst begann ein Kampf auf Leben und Tod, jeder Schwertstreich nahm mindestens ein Stück

von der wohlverwahrten Rüstung oder vom Helm des Grafen und seines Kampfgenossen mit, und es schien, als ob hier ein Gott entscheiden müsse, denn keiner wich auch nur einen Fuß breit von seinem einmal gefaßten Posten. — Lange dauerte der Kampf, und schon schien sich der Sieg auf des Grafen Seite hinneigen zu wollen, als plötzlich sein Roß von dem dritten Kämpfer einen Stich in den Hals bekam. So muthig und so treu das Thier auch war, so mochte der Schmerz den es empfand, doch größer seyn als sein Muth und seine Treue, es bäumte sich und schlug über, der Graf stürzte zur Seite herab, und im Fallen zersprang ihm das Sturmband am Helme. Da stand nun der Edle mit entblößtem Haupte, ein einziger Schlag, und das Schwert war schon geschwungen, das das ehrwürdige Haupt zerspalten sollte, wäre hinreichend gewesen, da aber sprang

Walter hinzu, und der Arm des Ritter von Steinthal mit den geschwungenem Schwerte — lag im Grase.

Jetzt wäre der blutige Kampf so ziemlich gehoben gewesen, wenn nicht wenigstens zwölf von Steinthals tapfern Kämpen herbei geeilt, die Helden umzingelt und ohne Gnade gefangen genommen hätten.

Krümmt ihnen kein Haar! rief Steinthal, der das Schwert der abgehauenen Hand entrissen, und in die Linke genommen hatte, um Gotteswillen kein Haar, sie sollen für diesen Frevel ihre ganze Lebenszeit büßen. Von diesem verstümmelten Arme, wenn er schon längst in Fäulniß übergegangen, will ich die Uebermüthigen, wenn der Hunger in ihren Eingeweiden wüthet, sättigen. Und mein Blut, ich will es in diesem Helme sammeln, das oll ihnen mit Essig und Galle vermischt,

wenn die Zunge vor Durst am Gaumen klebt, ihr Getränk werden, so wahr meine Seele lebt!

Mit Schauder und Entsetzen hörte der Graf diesen gräßlichen Fluch, denn daß sie ihn in Ausführung bringen würden, wenn Gott hier kein Wunder that, das war so gewiß wie die Morgensonne den Schauplatz dieser Gräuel beleuchtete; aber hier war kein Entrinnen möglich, demüthig mußten sie sich führen lassen, wohin es den Siegern beliebte. Auf Befehl des Ritter von Steinthal wurden dem Grafen die Waffen abgenommen, Walter aber wurde, gleich einem Verbrecher, gefesselt und fortgeführt.

Meine Nichte — die Gräfin, ihre armen Kinder! seufzte der Graf, und ließ sich dann geduldig wegführen.

Während der Feldhauptmann mit dem gräflichen Kriegern und Ritter Conrad von

der Wart noch mit den Seinigen focht, kehren wir nach der Burg des Grafen von Hohenbüchen zurück und sehen, was sich dort ergiebt.

Unter allerlei lieblichem Geplauder hatten die Gräfin und Fräulein Eleonore die Stunden bis jetzt hingebracht. Eleonore nannte die Gräfin scherzweise ihre Tante, und diese meinte, wenn sie es nur erst wäre, dann würde sie schon Gelegenheit finden, dem blöden Ritter den Mund zu öffnen. So hatten sie ungefähr schon die Zeit berechnet, wann die Sieger mit Lorbeern bedeckt etwa zurückkehren könnten und wie sie sie empfangen wollten, als sie plötzlich sehr unsanft aus ihren Träumereien geweckt wurden. Ein einzelner Knappe mit Wunden und Schmutz bedeckt, auf einem Gaule, der kaum auf seinen vier Beinen aufrecht zu stehen vermochte, kam in den Schloßhof geritten. Die Erschei-

nung war eben so seltsam als unangenehm, und die Gräfin sowohl als das Fräulein eilten mit größter Schnelligkeit herbei, um zu erfahren, welche Nachricht er zu bringen habe. Die zu große Eile hatte den Nachtheil, daß die Gräfin auf der Treppe ausgleitete und sich den linken Fuß aussetzte. Eleonore, welche voran war, bemerkte das zweite Unglück des heutigen Tags erst als sie zurück kam. Der Unglücks-Bote im Schloßhofe, schon dem Tode nahe, konnte mit möglichster Anstrengung nur die Worte herausbringen: verloren, alles verloren, beide Herrn gefangen.

Diese traurige Nachricht war hinreichend, mit einem Male alle schönen Hoffnungen zu Boden zu schmettern, wie vernichtet schlich das Fräulein wieder hinauf, wo sie sich nun noch von dem unglücklichen Falle ihrer Freundin überzeugte. Doch ihr lebhafter muthiger Geist fand bald

wieder den richtigen Tackt, sie sah ein, daß Zagen und Wehklagen hier zu nichts nützen, sondern Handeln sie nur vom gänzlichen Verderben retten konnte. Sogleich eilte sie wieder hinab in den Schloßhof, wo die ganze noch übrige Besatzung der Burg um den sterbenden Krieger versammelt war, und ihn mit Fragen überhäufte, die er zu beantworten außer Stande war.

Auf! rief sie. Rüstet euch zum Streite. Wer noch im Stande ist eine Lanze oder ein Schwert zu führen, der folge mir zur Rettung seines Herrn!

Brav, Fräulein! rief ein alter siebenzigjähriger Greis mit silberweißem Bart, brav gedacht! hab meinen Herrn dringend geflehet, mich vor meinem Ende diese einzige Fehde nur noch mitmachen zu lassen; aber — nein sprach der gestrenge Herr Graf, du hast das Deinige gethan, Ruprecht, sollst nun bis an dein Ende dein

Brot in Ruhe und Frieden verzehren, und nun, beim heiligen Jeremias! nun komme ich doch noch dazu. He! geschwind, ihr Buben, legt die Panzer an, setzt die Pikkelhauben auf, zieht die Gaule aus den Ställen, und macht euch sonst zum Abzug fertig. Sollt mal sehen, gestrenges Fräulein, hab da ein altes Schwert, das hat mir vor der heiligen Stadt Nazareth mal ein sterbender Ritter zum Andenken geschenkt, das hat schon manchem Sarazenen den Kopf gespalten, was gilts, ich rette meinem lieben gestrengen Herrn noch Leben und Freiheit damit.

Wollte Gott! du sagtest wahr, rief Eleonore, stürzte dann fort in die Rüstkammer, legte eine leichte Rüstung ihres Oheims an, preßte die schönen, mit Blumen durchflochtenen blonden Locken unter einen Helm, umgürtete die zarten Hüften mit einem glänzenden Schwerte, empfahl

dann der weiblichen Dienerschaft ihre erkrankte Freundin, und eilte wieder in den Burghof.

Hier wieherte schon der schneeweiße Zelter als er die Stimme seiner Herrin vernahm, und sechzig meistentheils schon bejahrte Männer begrüßten ehrfurchtsvoll den weiblichen Helden. Der Thurmwächter, der Schloßvoigt und noch einige kranke Männer nebst der weiblichen Dienerschaft waren nun die Einzigen, die zur Beschützung der Gräfin und der Burg zurückblieben. Eleonore befahl ihnen die Burg zu verschließen, die Zugbrücke aufzuziehen und niemanden, der ihnen nicht genau bekannt sey, herein zu lassen.

Siebentes Capitel.

Ein Marſch, zu welchem das Heer geſtern ſieben Stunden gebraucht hatte, war in kaum drei Stunden zurückgelegt. Mit Schaum bedeckten Roſſen erreichten die Muthigen das Wieſenthal; aber welch ein ſchrecklicher Anblick! Hunderte ſchwammen hier in ihrem Blute, und wimmerten und wehklagten, andere fluchten, und noch andere beteten. Gern hätte Eleonorens edles mitleidiges Herz hier verweilt, um in die Wunden der Unglücklichen lindernden Balſam zu träufeln; aber ſie hatte eine

heiligere Pflicht: ihrer Hülfe harrete ein Oheim, ein Geliebter. Doch verweilte sie so lange auf der traurigen Wahlstatt, bis sie von Einigen, die noch der Sprache und der Besinnung mächtig waren, erfuhr, wo die gefangenen Helden aufbewahrt seyn möchten. Mit Entsetzen hörte sie, wie der Ritter von Steinthal durch Walters Schwert seine Rechte im Streite verloren, und wie er gräßlich geschworen, diese That lebenslänglich zu rächen, und wie allem Vermuthen nach der Graf und sein Kampfgenosse auf Steinthals Veste gefangen säßen. Ungesäumt gings dahin nun vorwärts. Der Tag neigte sich schon zu Ende, als die zärtliche Heldin mit ihren alten bärtigen Kriegern vor dem Raubneste anlangte. Noch stand ein geringer Theil der feindlichen Krieger vor der Burg unter den Waffen, und nicht lange so begann, durch des alten Ruprechts Wuth der Streit.

Der Ritter von Steinthal, der eben den Stumpf seines Arms hatte verbinden lassen, erhielt sogleich Kunde von der Ankunft neuer Feinde, und unverzüglich begab er sich auf die Mauer seiner Burg, um zu sehen, ob es ihm Gefahr bringend seyn könne. Doch kaum auf der Mauer angekommen, erblickte er neben dem alten Ruprecht das Fräulein Eleonore, die eben den Helm gelichtet hatte, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Jetzt stieg seine Wuth aufs neue, denn durch ein seltsames unbegreifliches Wunder waren ihm die theuren Gefangenen dicht vor seiner Burg entkommen, und kein Mensch konnte begreifen, wo sie geblieben waren. Seine noch übrig gebliebenen Streiter standen auf sehr schwachen Füßen, Ritter Conrad von der Wart war, weil man nichts mehr zu befürchten glaubte, heimgezogen, und da er nicht wissen konnte, was

noch im Hinterhalt seyn möchte, nahm er seine Zuflucht zu einer List.

Haltet doch ein, schönes Fräulein! rief er von der Zinne hinab, die Fehde ist ja beendigt und eure Lieben daheim. Stecket das Schwert, das eurer Hand ohnehin zu schwer wird, in die Scheide, und tretet näher, die ermatteten Glieder durch einen Labetrunk zu stärken.

Um Gotteswillen nicht, rief der alte Ruprecht, denn so wahr ich lebe! der Mann hat Böses im Sinne.

Sey außer Sorgen, antwortete das Fräulein. Ich kenne diese Sprache; denn wenn es des Ritters Ernst wäre, warum gebietet er seinen Leuten nicht umzukehren und das Schwert einzustecken. Vorwärts, wir vertheidigen uns, so lange als wir können, und versuchen dann die unglücklichen Gefangenen zu retten.

Kaum hatte Eleonore ausgeredet, als sie sich auch schon von einer kleinen Schaar Bewaffneter im Rücken angegriffen sah, welche von der gleißnerischen Zusprache ihres Herrn keine Notiz zu nehmen schien. Mit Macht drangen diese, wohl dreißig an der Zahl auf sie und ihre Umgebung ein, und wäre der alte Ruprecht mit seinem Sarazenen-Schwerte ihr nicht zur Seite gewesen, so hätte die Sache für sie einen traurigen Ausgang nehmen können. Muth und vernünftige Ueberlegung gaben dem Alten ein dem Fräulein zu rathen: sich für heute zurückzuziehen, eine Mehrzahl von Leuten zu sammeln, und dann einen anderweitigen Angriff zur Befreiung der Herren zu unternehmen.

Die von allen Seiten mehr andringenden Feinde, und die Schadenfreude des Ritters oben auf der Mauer ließen nicht viel Gutes hoffen, und zu einer weitläufi-

gen Ueberlegung keine Zeit. Schleunig sah sich daher das Fräulein genöthigt, auf den Rückzug bedacht zu seyn. Die eintretende Nacht war ihnen dazu behülflich, ein Zeichen des alten Ruprecht berief das Häuflein bald zusammen, und so kamen sie mit einem Verlust von etwa acht Verwundeten glücklich davon.

Schauerlich bließ ein kalter Nordwestwind über das mit Leichen besäete Wiesenthal, und schon von fern vernahm jedes Ohr das letzte Sterbegerächel der im Kampfe gefallenen Krieger, und wie graue Nebelschatten schwebten die Geister der Dahingeschiedenen über die Hügel.

Lasset uns ein andächtiges Gebet für die Unglücklichen zum Himmel senden, sagte Eleonore indem sie vom Rosse stieg und ins bethauete Gras niederkniete. Sogleich folgten alle Uebrigen ihrem Beispiel, und

eine förmliche Todtenmesse wurde den Vollendeten gehalten.

Die kühle Nachtluft erlaubte auf der blutigen Stätte keinen längern Aufenthalt, und bald trennte ein stiller Abschied die Lebendigen von den Todten. Es mochte eine Stunde nach Mitternacht seyn, als Fräulein Eleonore mit ihren Kriegern vor der Burg des Grafen von Hohenbüchen wieder ankam. Sogleich wurde das dem Thurmwächter bekannte Zeichen gegeben, worauf aber keine Antwort erfolgte, und auch alle Uebrigen, so wie alles Klopfen unbeachtet blieb. Sonderbar, sagte der alte Ruprecht, ist es doch gerade als ob die ganze Burg ausgestorben wäre, nirgend läßt sich eine Menschenseele, nicht einmal die Stimme eines Rüden hören, und an einen Lichtfunken ist gar nicht zu denken. Hier waltet offenbar Verrath ob, sagte Eleonore, wie wär es sonst möglich, daß

Alle, besonders meine Freundin, die Grä-fin, in einem so tiefen Schlummer versun-ken seyn könnten. O könnt ich doch in die Burg kommen, vielleicht hat ihr Fall schlimme Folgen gehabt, vielleicht bedarf sie Hülfe, die ich ihr am besten bringen könnte.

Dazu mein gestrenges Fräulein, ant-wortete der alte Ruprecht, weiß ich keinen Rath, möchte auch ohne Gewalt wohl kei-ner erfunden werden können; aber um euch der strengen Nachtluft nicht so ganz Preis zu geben möcht ich rathen, da doch nun einmal an keinen Einlaß zu denken, euch bis zum Morgen in die Schließhüt-te des gestrengen Herrn Grafen zu bege-ben. Etwas Stroh und dieser Mantel wird die erste Kälte abhalten, und mit dem anbrechenden Morgen wird ja dann der liebe Gott weiter sorgen.

Frost, Hunger und Durst ließ den Tag so sehnlich als möglich herbeiwünschen, und kaum dämmerte der Morgen, als der Thurmwächter seine letzten Kräfte zusammenraffend das schwere Thor aufthat und die Zugbrücke herabdonnern ließ.

Heiliger Gott! riefen alle wie aus einem Munde, was ist hier geschehen, als sie den Mann, der aus tausend Wunden blutete, nachdem er die Brücke hatte herabrollen lassen, daneben umsinken sahen. Welch eine schreckliche Verrätherei hat hier ihr Spiel getrieben, rede Siegmund, rede, was ist dir geschehen.

Während die Uebrigen in die Burg einzogen, verweilten Eleonore und der alte Ruprecht bei dem Thurmwächter, der ihnen mit schwacher kaum hörbarer Stimme erzählte; daß: nachdem sie gestern kaum das Schloß verlassen, hätte ein Trupp Reisige, welche das Feldzeichen des Grafen getragen, schleunig Einlaß begehrt, er habe also kein

Bedenken gehabt, indem er geglaubt, es wären seine geschlagenen Kameraden, ihnen Thor und Pforte zu öffnen. Kaum wären sie aber in den Burghof getreten, als einige ihm gänzlich fremde Gesichter sich feindlich an ihm vergriffen und ihm ohne Barmherzigkeit zu Boden geschlagen hätten. Auf sein Geschrei um Hülfe wäre alles, außer der Frau Gräfin, herbeigeeilt, und mit Schrecken habe er sehen müssen, daß sie ein ähnliches Schicksal, wie er, hätten erleiden müssen.

Und die Gräfin? fragte Eleonore, was wurde aus ihr?

Der Thurmwächter war nicht im Stande weiter zu reden, und nach Verlauf von einer Stunde hatte er schon seinen Geist aufgegeben. Das Fräulein eilte nun auch in den Burghof, wo sie mit Schrecken mehrere verwundete und gänzlich verstümmelte Leichname erblickte. Dazu

erscholl aus mehrern Gemächern des Schlos-ses ein so ängstliches Rufen, Schreien und Wimmern von weiblichen Stimmen, daß Allen die Haut schauderte. Mit Schrecken erblickte Eleonore hier sämmtliche Frauen und Mädchen geknebelt am Boden liegen. Einigen war der Mund verstopft, und sie waren, indem ihnen die Luft gefehlt, er-stickt und eines gräßlichen Todes gestorben. O Herr mein Gott! rief die edle Eleonore, hat man denn jemals solche Greuel wäh-rend einer Fehde erlebt?

Ja, das sag ich mit euch, sagte der alte Schloßvoigt, der mit verbundenem Kopfe herbeieilte, so etwas hab ich in meinen langen Lebensjahren noch nicht er-fahren. Schnell wurden nun die armen Geschöpfe ihrer gräßlichen Banden entle-digt, und auch sie erzählten, was wir von dem Thurmwächter schon gehört haben. Jetzt aber mußte Eleonore das Schrecklich-

ſie von allen erfahren, ſie mußte hören, daß ihre Freundin die Gräfin von Weſterwald mit ihren Kindern geraubt und ohne zu wiſſen wohin, fortgeführt wäre, und daß der ganze Vorgang, daß all das Blutvergießen hier in der Burg gar keinen andern Zweck gehabt habe, als ſich dieſer Dame zu bemächtigen und ſie in ſichere Verwahrung zu bringen, die jede Nachforſchung unmöglich machten. — O welch ein neuer unerſetzlicher Verluſt für das Fräulein, die nun ganz allein ohne Beſchützer, ohne Rathgeber in der Welt daſtand. Sie ſtand eine Weile ganz unbeweglich, und konnte ſich gar erſt nicht entſchließen, das entſetzliche Bubenſtück zu glauben, als ſie ſich aber endlich davon überzeugt hatte, da entſtürzten heiße Thränen ihren Augen, und ſie hatte keinen ſehnlichern Wunſch als bei ihr, wo ſie auch ſeyn möchte, zu ſeyn. O die Ehrvergeſſenen! rief ſie, iſt das Rit-

terſitte, während ſie mit den Männern Fehde haben, die wehrloſen Weiber zu überfallen und zu rauben?

Ach! mein edles Fräulein, ſagte der Schloßvoigt, es iſt vieles in der Welt nicht recht und nicht Sitte; aber daß jene mit dem Herrn Graf Fehde führenden Ritter dieſen Raub begangen haben, daran zweifle ich ſehr.

Aber mein Gott, wer denn ſonſt? fragte das Fräulein erſtaunt.

Eine Vermuthung, mein edles Fräulein, und dieſe muß ich tief in meiner Bruſt verſchließen.

Wenn ich dir nun aber befehle zu reden?

Auch dann werde ich ſchweigen, denn das hieße: den Stab über mich ſelber brechen.

Das Alter iſt bedächtig, ſagte Eleonore, ich will deine Muthmaßung gar nicht

wissen, denn ich bekomme meine Freundin dadurch doch nicht wieder, damit ging sie, um mit dem alten Ruprecht über ihre eigne Sicherheit Rücksprache zu nehmen. Nach allem, was dieser gehört und gesehen, rieth er dem Fräulein die Burg so viel als möglich zu verwahren, und sie keinem andern, als der ihnen persönlich bekannt wäre, zu öffnen, was dann auch sogleich geschah.

In einer Betrübniß ohne Gleichen ging die arme verlassene Eleonore zwei Tage umher, überall suchte sie vergebens ihre geliebten Freunde, rief bald den Namen ihres Oheims bald den Namen der Gräfin oder ihres geliebten Walter, aber nur das Echo in den leeren Gemächern gab Antwort auf ihre Klagen. Am dritten Tage war es nöthig, die Todten zu begraben, da es aber gefahrbringend war, das Burgthor so lange offen stehen zu lassen, so that der alte Ruprecht den Vor-

ſchlag, ein altes verfallenes Kellergewölbe in dem unbewohnten Flügel des Schloſſes dazu zu benutzen, welcher auch ſogleich angenommen und die traurige Pflicht vollbracht wurde. Kaum damit zu Ende, wurde ſtark an das Burgthor geklopft. Der alte Ruprecht ſchauete hinaus und erblickte mehrere Landleute, in deren Mitte ſich die kleine achtjährige Eliſabeth von Weſterwald befand. Eleonore hörte kaum den Namen, als ſie mit eigner Hand beſchäftigt war, das Thor öffnen zu helfen. Ein bleiches, von Thränen aufgeſchwollenes Geſicht ſank an ihre Bruſt, und es dauerte lange, ehe das Kind im Stande war zu reden; als ſie aber endlich ſo viel Faſſung gewonnen hatte, da erzählte ſie, daß vor drei Tagen ein Trupp Reiſiger in die Burg gedrungen, an deren Spitze ſich ein Ritter befunden, den ſie ſchon ſeit einem Jahre recht gut gekannt. Die Knechte hätten alle Män-

ner in der Burg mit ihren Streitkolben todt geschlagen, andere hätten die Weiber und die Mägde gebunden, der Ritter aber und sein Leibknappe hätten ihre Mutter, sie und ihren kleinen Bruder gebunden, und trotz alles Bittens, Weinens und Flehens auf einen Wagen geworfen und damit fort in den dicken Wald gejagt.

Kanntest du denn den Ritter nicht? fragte Eleonore. Ach ja, aber — nun wer war es denn? Ihr werdet es kaum glauben: es war Walter von Unna. Ach nein, mein gutes Kind, antwortete Eleonore, der ist leider mit meinem Oheim gefangen.

Die Kleine wollte sich das aber nicht ausreden lassen, sie sagte: eben, weil sie im tiefen Walde seinen Namen genannt und ihm gebeten, sie mit ihrer Mutter frei zu lassen, habe er sie sehr unsanft vom Wagen geworfen und zurückgelassen.

Am Morgen des vierten Tages erſchollen mit einem Male bekannte Töne, Eleonore eilte ans Fenſter und erblickte zu ihrem Erſtaunen unter demſelben einen großen Trupp bewaffneter Krieger und an deren Spitze ihren Oheim und den Ritter Walter von Unna. Raſch wurden nun die Thore aufgethan und mit fröhlichem Jubel zogen ſie ein.

Achtes Capitel.

Die Freude des Wiederſehens war in den erſten Augenblicken ſehr groß, Eleonore konnte es kaum begreifen, wie es möglich geweſen, ſich der Haft jener Ritter zu entziehen.

Ja, meine liebe Nichte, antwortete der Graf, du darfſt dich mit Recht wundern, denn unſer Untergang, unſer Verderben war beſchloſſen, dem ſchrecklichſten Hungertode ſollten wir Preis gegeben werden; aber der Herr hat dieſes edlen Mannes Geiſt erleuchtet und ſeinem Arme

Muth und Kraft verliehen. Im hartnäkkigen Kampfe, wo ein unglücklicher Sturz vom Rosse mich den Feinden mit entblößtem Haupte gegenüber stellte, rettete dieser Edle mir zum ersten Male das Leben, indem er den Arm, der mir den Kopf spalten wollte, ins Gras legte. Doch hiermit noch nicht genug, seine Freundschaft sollte noch auf eine höhere Probe gestellt werden. Der Uebermacht nach langem Kampfe unterliegend, fielen wir Beide in die Hände der Sieger, und hier war es, wo der Ritter von Steinthal schwur, uns alle nur ersinnliche Qualen anzuthun. Er, der Edle, wurde gleich einem gemeinen Verbrecher gebunden und mit mir fortgeführt; ach Eleonore! wir sahen einer schrecklichen Zukunft entgegen, doch schon nach einer Stunde war Walter, wie durch ein Wunder Gottes, seiner Fesseln entledigt und seiner Haft entkommen. Des Ritter von

Steinthals Wuth, seinen Todtfeind verlo-
ren zu haben, ging über alle Begriffe,
und wenn in dem Augenblick der Gedanke,
daß er auch mich befreien würde, in mei-
ner Seele nicht aufgedämmert wäre, so
hätte ich wohl wünschen mögen, an ihm
einen Leidensgefährten zu behalten, indem
an eine Freigebung meiner Person unter
keinen Umständen zu denken war. Doch
kaum war eine Stunde verflossen, ich hatte
den Ort meiner Bestimmung noch nicht er-
reicht, als Walter mit einem geringen
Häuflein, die jedoch ihren Muth und ihre
Stärke von Löwen und Wölfen erborgt zu
haben schienen, uns entgegen kam. Hier
gab es aufs Neue ein furchtbares Gemetzel,
bei dem noch einige tapfere Männer ihr
Leben verloren, doch war es nicht von lan-
ger Dauer; denn so bald Walter mich zu
den Seinigen zählte und die Feinde zum
Weichen gebracht waren, war auch der

Streit zu Ende. Jetzt, meine liebe Nichte, jetzt bekenne ich es öffentlich, daß ich diesen braven Mann verkannt und ihm oft in meinen Gedanken Unrecht gethan habe, aber ich will es nun gut machen, ich will alles wieder gut machen; aber du, Eleonore, du mußt mir dazu behülflich seyn. Schon seit langer Zeit, ich habe es wohl gesehen, ist euer ganzes Sinnen und Trachten auf dieses vortreffliche Mädchen gewesen, und obgleich sie meine Nichte ist, so muß ich doch gestehen, sie ist es werth, in ihrer Brust schlägt ein edles Herz, das euch, wenn ihr nie aufhört sie zu lieben, hoch beglücken wird. Und auch du, Eleonore, nicht wahr, auch du hast keinen heißern Wunsch? Nun denn, so nehmt als einen geringen Beweis meiner Dankbarkeit diese Hand und die Halbschied meiner Güter, und seyd glücklich.

Herr Graf! sagte Walter indem er einen Schritt zurück trat und ihn mit einem ernsten Blicke maß, bis jetzt habe ich es noch nicht gewagt, um die Hand dieser reichen Erbin zu werben, und ob ich es je gewagt, es ist eine schwere Frage, darum muß ich euch auf euer Gewissen fragen: werdet ihr das ausgesprochene Wort auch nie bereuen?

Welche sonderbare Frage, sagte der Graf, ich bin überzeugt, daß ihr meine Nichte beglücken werdet, denn ihr liebt sie; wozu also noch Bedenklichkeiten?

Davon dürft ihr überzeugt sein; aber ich müßte euch dennoch bitten, es der ganzen umliegenden Ritterschaft bekannt zu machen, daß ich nicht um eure reiche Nichte gebuhlt, sondern daß ihr sie mir freiwillig angetragen.

Welche sonderbare Eigenheit, entgegnete der Graf etwas unwillig, ihr wart

doch, so lange ich euch gekannt, ein wunderlicher Kauz — Nun es sey, an eurem Hochzeittage mag es die ganze Welt erfahren, daß ich euch aus Dankbarkeit meine Nichte zur Hausfrau und mein halbes Vermögen zur Morgengabe angetragen habe, und nun nehmt diese Hand und meinen väterlichen Segen.

Die vortreffliche Eleonore, deren Wangen wie das Erröthen des Himmels im Morgenglanz waren, reichte mit herzlicher, inniger Liebe dem Ritter ihre Rechte, denn sie glaubte sich und ihrem Oheim keine größere Wohlthat erweisen zu können. Das sonderbare Betragen des Ritters, das, wie wir später erfahren werden, nichts als niederträchtige Intrigue war, hinter der der Elende die schwärzeste Bosheit verbarg, hielt ihre edle Seele für Edelmuth, für Zartgefühl, indem er der reichen Morgengabe ihres Oheims kaum den hundertsten

Theil entgegensetzen konnte, und so wurde sie mit ganzer Seele die Braut eines furchtbaren Bösewichts.

Nun, meine Kinder, sagte der Graf, als er glaubte sein Werk zu Stande gebracht zu haben, nun laßt uns hinauf ins Schloß eilen, damit sich auch die Gräfin unserer glücklichen Zurückkunft erfreue.

Ach mein theurer Oheim! rief Eleonore, indem sie sich laut weinend an seine Brust warf, ihr wißt nicht? ihr habt nicht das Schreckliche erfahren, was sich seit eurer Abwesenheit hier zugetragen?

Nichts, kein Wort, rede geschwind. Die Gräfin ist doch nicht krank?

Ach wäre sie es nur, wäre sie lieber todt, so wüßten wir doch, wo sie wäre, aber sie ist — geraubt.

Geraubt! rief Walter, und von wem?

Geraubt! rief der Graf, Gott, was muß ich hören.

Ja, so iſts, antwortete Eleonore, und ich, ich bin Schuld daran. Während ich mit der noch vorhandenen Mannſchaft auszog, um euch wo möglich aus eurer Gefangenſchaft zu retten, ſind hier fremde, jedem unbekannte Räuber eingezogen, haben, was an Männern noch in der Burg geweſen, gemißhandelt und getödtet, die Weiber und Mädchen gebunden, und die Gräfin mit ihren Kindern ohne Erbarmen mit ſich genommen. Die kleine Eliſabeth, welche den Gaunern durch ihr Geſchrei läſtig geworden, haben ſie weit von hier im Walde von ſich gelaſſen; ſie wurde mir vor Kurzem von bekannten Landleuten zurückgebracht.

Mit der größten Aufmerkſamkeit hatte der Graf die kurze Erzählung des Fräuleins angehört, wobei man ihm angeſehen, wie tief ihn der Verluſt der reizenden Wittwe ſchmerzte, als ſie aber damit zu

Ende war, da rief er den noch im Schloßhofe haltenden Reisigen zu: wieder aufgesessen, Kinder! wir haben das Ziel unserer Ruhe noch nicht gefunden, eine schwere Pflicht liegt uns noch ob. Die Gräfin Westerwald ist geraubt, und sie zu suchen, ziehen wir aufs Neue aus.

Das ist allerdings sehr löblich, Herr Graf, sagte Walter von Unna, und ich werde euch zu dem Auffinden der Gräfin mit Blut und Leben beistehen; aber wißt ihr denn, wohin die Räuber mit ihrer Beute geflohen sind? oder wollt ihr aufs blinde Ohngefähr, gleich einem irrenden Ritter umherziehen? Erlaubt mir, erst Erkundigungen darüber einzuziehen.

So gern der Graf auch sogleich wieder ausgezogen wäre, so fühlte er doch die Wahrheit dieser Rede, und mit bitterm Verdruß fügte er sich in die Nothwendigkeit.

Ja, mein Sohn, antwortete der Graf tief betrübt, du haſt Recht, ich will mich in mein Geſchick fügen; damit ging er in ſein Schloß, aber die Fröhlichkeit ſeines Lebens war auf immer dahin, ſein Lächeln war ſtets mit Wermuth gemiſcht.

Ob Walter ſein gegebenes Wort erfüllt? — die Zeit wird es uns lehren. Eleonore, das herrlichſte Mädchen war in ihrer Liebe glücklich, der Graf wurde es nie wieder. Seine einzige Freude war ſpäter die kleine Eliſabeth, der Gräfin Tochter, die mit jedem Tage hübſcher und ihrer reizenden Mutter ähnlicher wurde.

Langſam und traurig ſchlich dem Grafen ein trüber Wintertag nach dem andern dahin, und ſo viel er ſich auch bemühete, ſo viele geheime Kundſchafter er auch überall ausſandte, ſo war es ihm doch nicht möglich, den Aufenthalt der Gräfin auszumitteln. Walter und Eleonore hingegen, obgleich

Letztere den Verluſt der Gräfin auch recht ſchmerzlich empfand, lebten dennoch im Brautſtande recht glücklich, als aber der Frühling herannahete, als ſich der Schnee in Waſſer auflöſete, als in den Weinbergen hin und wieder der Erde ein Veilchen entſproß, da that Graf Adelbert von Hohenbüchen der ganzen umliegenden Ritterſchaft das Hochzeitfeſt ſeiner Nichte mit dem Ritter Walter von Unna kund. Er ſandte einen Herold aus, und ließ alle Ritter aus der Nähe und Ferne zu einem Turnir, welches gleich nach dem heiligen Oſterfeſte gehalten werden und zur Verherrlichung des Hochzeitfeſtes dienen ſollte, einladen, und ließ es an nichts fehlen, was zur Pracht und zum Aufwande gehörte. Vielleicht, dachte der Graf bei ſich ſelbſt, vielleicht iſt unter den Vielen, die dann hier zuſammenkommen, wohl Einer, der mir von dem Aufenthalte der Gräfin

eine Spur anzeigen kann, und dann bin ich hinlänglich für alles belohnt.

Endlich erschien der Tag, der die Liebenden auf ewig verbinden sollte. Viele Ritter mit ihren Frauen und Töchtern zogen ein in die Burg des weit und breit rühmlichst bekannten Grafen von Hohenbüchen, reichten ihm nach deutscher Sitte traulich die Hand und wünschten ihm Glück zu dem heutigen Tage, und meinten: daß er ein edles Werk gestiftet, indem er seine arme, aber edle und liebenswürdige Nichte, so wie den nicht durch seine Schuld in Armuth versunkenen Ritter von Unna durch sein großes Vermögen beglükken wolle. Eben so erschienen auch aus der ganzen Umgegend alle Harfner und alle Minnesänger, aber keiner unter den Hunderten, die hier versammelt waren, wußte auch nur das Allermindeste von der geraubten Gräfin von Westerwald, es war

auch nicht die geringste Spur vorhanden, sie war wie aus der Welt verschwunden.

Wir übergehen hier eine genaue Beschreibung der Festlichkeiten und bemerken nur, daß, nachdem die Gäste wieder heimgezogen und der Graf mit seinen Erkundigungen um kein Haar breit weiter gekommen war, seinen Plan aufgab, die ihm über alles theuer gewordene Gräfin wieder zu finden, seine gräfliche Burg mit allem Zubehör, in der ihn tausend Gegenstände an seine verlorene erste und letzte Liebe erinnerten, dem Ritter Walter von Unna als Brautschatz übergab, und bald darauf mit der kleinen Elisabeth von Westerwald ein kleines, am Rhein gelegenes Lustschloß bezog, und dort in stiller Abgeschiedenheit von der geräuschvollen Welt nur dem Andenken seiner Theuern und der Erziehung des Kindes, die einst die Erbin seiner übrigen Güter werden sollte, lebte.

Walter von Unna war nun mit einem Male, was er gar nicht gehofft, aus seiner tiefen Armuth zu einem überschwenglichen Reichthum gelangt. Tausende von Unterthanen, wovon viele Leibeigene waren, die es aber unter der milden menschenfreundlichen Regierung des Grafen von Hohenbüchen nicht gefühlt hatten, versammelten sich vor seiner Burg, um ihm ihre Huldigungen darzubringen, aber sein erster Blick auf diese nun Verwaisten sagte ihnen schon, daß sie an dem Grafen viel, sehr viel, verloren hatten; desto mehr aber liebten sie nun die unübertreffliche Eleonore.

Die Flitterwochen, die Flittertage, wollt ich sagen, waren noch nicht einmal dahin, denn noch wandelte die Zärtlichste, die Liebenswürdigste aller Edelfrauen jenes Zeitalters auf Rosen, als Walter von Unna seine bisherige Maske ablegte und sich in seiner wahren Gestalt zeigte. Aus sei-

nem Munde gingen von der Stunde an, da der Graf das Schloß verlaſſen, nur Befehle, ſtrenge, unerläßliche Befehle, welche nicht ſelten Tod und Verderben nach ſich zogen. Die Zärtlichkeiten ſeiner Gemahlin lohnte er mit Kälte, und leider bald ſogar mit Verachtung. Sein ſonſt ſtilles, häuslich ſcheinendes Leben verwandelte ſich ſchnell in ein geräuſchvolles, unſtetes Treiben, ſo daß er oft mehrere Tage, ja ſogar Nächte, von den Zechgelagen ſeiner Nachbarn nicht zurückkehrte, und kam er dann vom Weine aufgeregt heim, ſo ſtanden der, vor Kurzem noch ſo glücklichen Gattin die ſchrecklichſten Auftritte bevor. Sogar wollte es der getäuſchten Eleonore bedünken, als ſtehe ihr Gemahl mit den gemeinſchaftlichen Feinden des Grafen in einem ſehr engen freundſchaftlichen Verhältniß, denn nicht ſelten hörte ſie unter den Knappen, die ihm treu erge-

ben waren, die Namen Conrad von der Wart und Steinthal nennen; eine Gewißheit war indeß darüber nicht zu erfahren, indem die alten Leute dem Grafen gefolgt waren, und sie den neuen sich anzuvertrauen nicht wagte. Alles, was übrigens die Klugheit gebot, um die Liebe und das Wohlwollen so viel als möglich zu erhalten, das that Eleonore, aber vergebens; sie mußte dem schlau angelegten Plane ihres Gemahls dennoch unterliegen.

Unter den Leuten, welche Walter mit in die gräfliche Burg gebracht, zeichnete sich besonders Zachäus, der Burgpfaffe, ein Mann von etwa dreißig Jahren, durch seine ungemeine Freundlichkeit und sein zuvorkommendes Wesen aus. Eleonore, die aber den größten Theil ihrer Jahre in einem glänzenden Hause verlebt hatte, trauete der verstellten Freundlichkeit nicht, denn nur zu bald wurde sie gewahr, daß dieser Pfaffe

mit ihrem Gatten einverstanden, hinter dieſer Verſtellung irgend ein Bubenſtück verbarg; und wie ſie's vermuthet, ſo kam es; überall bewachte der Heuchler ihre Schritte.

Neuntes Capitel.

Im Kloſter zu St. Gallenſtein war, wie ſchon erwähnt, zwiſchen dem Abte und dem größten Theile der Mönche ſeit langer Zeit Zank und Zwietracht geweſen. Auf Veranlaſſung des Grafen von Hohenbüchen hatte Walter von Unna den Streit einmal geſchlichtet, allein dabei auch erfahren, daß der Abt ſich in frühern Zeiten manches ſchöne Grundſtück, welches eigentlich ihm gehöre, durch Ankauf von ſeinem Vater an ſich gebracht, und dieſerhalb warf er auf den ſonſt ſehr redlichen Mann einen töd-

lichen Haß. Lange Zeit hatte der Abt den einmal wieder hergestellten Frieden in seinem Convent zu erhalten gesucht, allein wie von einem bösen Geiste besessen, brachen die Mönche oft die Gelegenheit zu neuem Streite vom Stock. Einst, es schien eine ordentliche Verschwörung unter den heiligen Vätern obzuwalten, überfielen sie den Abt, als er am Hochaltare stand und sein heiliges Amt verrichtete, und warfen ihn nebst seinen Anhängern, deren nur vier an der Zahl waren, in ein furchtbares Gefängniß, in welchem diese Unglücklichen höchst wahrscheinlich einer blinden Wuth geopfert seyn würden, wenn nicht einige andere, welche vielleicht nur aus Noth dem größten Haufen beigetreten waren, Gelegenheit fanden, sie am späten Abend wieder daraus zu erlösen.

Im Kloster zu bleiben und sich neuen Gefahren auszusetzen, hielt der Abt nicht

für rathsam: er floh also mit seinen Gefährten, und zwar nach der Burg des Ritter Walter von Unna. Diesem sein Leid zu klagen war eigentlich seine Absicht nicht, wohl aber dessen Gattin, der vortrefflichen Eleonore, deren Beichte er erst kürzlich gehört, ihr wollte er sein Unglück klagen, und sie bei ihrem Gatten um Fürbitte zu Schutz und Hülfe ersuchen. Doch wie sehr sah er sich getäuscht, als sie ihm nicht allein mehrere empörende Auftritte aus ihrem häuslichen Leben mittheilte, sondern seinen gänzlichen Untergang, wenn er in die Hände ihres Gatten fiele, prophezeihete. Ihr habt hier, hochwürdiger Vater, sagte sie, in dem Burgpfaffen meines Gemahls, der wahrscheinlich die heutige Empörung in eurem Kloster angestiftet, einen Todtfeind, und ich bin fest überzeugt, daß wenn euch mein Gemahl diesen Abend hier findet, ihr aus einem Gefängniß in das andere steigt.

Das Einzige, wozu ich euch rathe: iſt Flucht, ſchleunige Flucht. Hier aus dieſer Burg führt ein unterirdiſcher Gang, nur mir, ausſchließlich mir bekannt, dieſen will ich in eigner Perſon euch öffnen und eine Strecke führen. Er endet in einem dicken Walde, wo euch niemand ſehen wird, von da wandelt gen Rom, tragt eure Sache dem heiligen Vater vor, und erwartet von ihm Schutz und Hülfe.

So zuverſichtlich der Abt auch auf den Schutz dieſer vortrefflichen Frau gerechnet hatte, ſo ſtimmten die eben gemachten Erfahrungen ihn doch um, und er ſah ſich genöthigt, den Vorſchlag anzunehmen. Sogleich, ohne weitern Aufenthalt, warf Eleonore einen Mantel um, ließ ſich von ihrer Zofe einige Fakkeln und etwas Lebensmittel beſorgen, und trat ſodann den Weg mit ihren Schützlingen an.

Wohl mehrere Stunden mochten verflossen seyn, während Walter von Unna mit seinen Knappen von einem Zechgelage heimgekehrt, und wider Erwarten seine Hausfrau nicht gefunden hatte. Wer selber nicht gut ist, trauet auch andern nichts Gutes zu, so ging es auch dem Ritter; tausend böse Gedanken, wo diese wohl seyn möchte, durchkreisten in einem Augenblick sein finsteres Gehirn; doch nicht lange, so kam Zachäus, der Burgpfaff, mit hämisch lächelnder Miene geschlichen, und berichtete, wie er das Vögelchen gefangen, wonach schon lange sein Sinn gestanden.

Ihr wißt, gestrenger Herr, hub der Heuchler an, wie ich euch treu ergeben, und alles was euch geschieht, als mir selber geschehen ansehe. Kaum seyd ihr ein halbes Jahr mit der schönen Eleonore verbunden, kaum ist der Schwur ewiger Liebe

und Treue, den sie euch am Altare geschworen, verhallt, und schon —

Himmel und Hölle! rief der Ritter, Pfaffe was willst du sagen, rede, oder —

Nur nicht so hastig, gestrenger Herr, nur nicht so hastig, ihr sollt ja alles erfahren, bin ja drum noch in später Nacht zu euch gekommen. Lange schon hab ich so im Stillen Betrachtungen angestellt, warum unsere gestrenge Frau wohl so oft dem Abt Bruno beichtet, jetzt hab ich das Geheimniß errathen. Nicht Skrupel der Seele, die man wohl in der Kirche ewig schweigenden Schooß legt, nicht drükkende Gewissensangst über begangene Sünden, nein die sträflichste, die abscheulichste aller Leidenschaften der Menschen, die Liebe, führte sie dahin.

Pfaff! rief der Ritter mit wild rollenden Augen, Pfaff du sprichst das To-

desurtheil über dich, wenn du nicht beweisen kannst, was du da eben gesprochen.

Hört mich an, und dann urtheilt selber. Vor etwa drei Stunden kam der Abt Bruno in eigner Person hier in die Burg. Jungfer Helene hüpfte ihm freundlich entgegen, und führte ihn nach einer kurzen Unterredung in das Gemach der Frau Eleonore. Was sie dort gesprochen, dazu haben sie mich nicht gestellt, aber nach einer halben Stunde kam Frau Eleonore mit dem hochwürdigen Herrn Abt die Steige herunter, und mit einer Fakkel in der Hand gingen beide im vertraulichen Gespräch begriffen, in den alten verfallnen Flügel des Schlosses, wo sie vor meinen Augen verschwanden und bis diesen Augenblick noch nicht zurückgekehrt sind.

Es ist gut, Zachäus, antwortete der Ritter von innerer Wuth schäumend, es ist recht gut. Geh, laß dir einen Humpen

Wein geben, trink ihn in deiner Zelle auf mein Wohl, und sage von dem, was du gesehen, niemanden ein Wort, bis ich dirs erlaube.

Fort schlich der Bube, indem er das Schrecklichste über die Unschuld ausgespieen; aber es war ihm doch nicht möglich, indem Eleonore eben von ihrer nächtlichen Wanderung zurückkehrte, derselben kühn ins Angesicht zu sehen, er verbarg sich deshalb hinter einem Pfeiler, und erst als sie in ihr Gemach getreten war, setzte er seinen Weg fort.

Welchen Empfang das holde Wesen, die sich vor Kurzem noch den Himmel in dem Besitz eines Teufels geträumt, hier hatte, läßt sich leicht erwarten. Ogleich sie klar und offen den Umstand, der sie verleitet, zur Nachtzeit ihr Zimmer zu verlassen, ihm mittheilte, so war ihm doch die Gelegenheit zu günstig, um einen teufeli-

schen Plan auszuführen, über den er längst gebrütet, er war und blieb daher taub und blind gegen die Stimme der Wahrheit, und wüthete nur um so mehr, da ihm dadurch die Gelegenheit benommen war, sich an dem Abt zu rächen. Eine schreckliche Nacht, deren Dunkel wir nicht aufhellen wollen, stand der armen Eleonore bevor, und der folgende Tag machte einstweilen ihr Zimmer zu ihrem Gefängniß.

Des andern Tags machte sich Walter von Unna auf den Weg zum Grafen von Hohenbüchen. Noch über den Verlust der Gräfin von Westerwald trauernd fand er den biedern Greis in seinem Zimmer. Weit entfernt, ihm von dem gestrigen Auftritte etwas merken zu lassen, spielte er hier die Rolle des aufrichtigsten Freundes, der noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben, den Aufenthalt der Geraubten auszuspähen;

und am Schlusse ging der Auftrag seiner Gemahlin dahin, die kleine Elisabeth, an welche sich Eleonore sehr gewöhnt, auf kurze Zeit ihr zuzuführen. Der Graf, der hievin nichts böses ahnete, und seiner Nichte gar zu gern gefällig war, trennte sich, obgleich ungern, auf — kurze Zeit von dem lieblichen Kinde. Kaum war Walter auf seinem Schlosse wieder angekommen, als er seinen längst geschmiedeten Plan zur Ausführung brachte. Noch an demselben Tage wurde die arme unschuldige Eleonore, wie sie sich auch dagegen sträuben mochte, als eine Verbrecherin nach seiner alten verfallenen Burg gebracht, wo ihr, als einer Gefangenen, ein elendes Gemach eingeräumt wurde, worin es derselben an den allernöthigsten Bequemlichkeiten, die sie vermöge ihrer Erziehung gewohnt war, fehlte. Die wenigen Diener, die sie hier vorfand, waren alte, an Geist und Körper

verkrüppelte Geschöpfe, die keine Tugend weiter besaßen, als daß sie treu den Willen ihres Gebieters befolgten.

Gott! welch ein Leben führte die, vor einem Jahre noch so Glückliche und nun ohne alle Schuld so Unglückliche hier. Von aller menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, blieb ihr bei schlechter Kost und der entsetzlichsten Langeweile nichts übrig, als durch das mit Eisenwerk versehene kleine Fenster in einen öden verwilderten Garten hinaus zu sehen. Ein prachtvoller Anblick! Arme bedauernswürdige Eleonore! — Walters Schloß war, wie schon erwähnt, an verschiedenen Orten dem Einsturze nahe, und nicht deutlicher konnte man das Mangelhafte dieses alten Gebäudes übersehen, als aus dem Gemache, welches der reichen Erbin des Grafen von Hohenbüchen zu Theil geworden war. Ein alter Thurm, dessen untere Gewölbe und Grundpfeiler

mit Waſſer umſpült wurden, hatte ſich oben nach der Gartenſeite um drei bis vier Fuß übergebogen, und ſchrecklich war der Anblick, ſchrecklich der Gedanke, vielleicht bei einem heftigen Sturme, der dies alte Gebäude von allen Seiten faſſen konnte, hier zerſchmettert oder mindeſtens verſchüttet zu werden. Eleonore mußte der Gewalt unterliegen und ſich in ihr Geſchick fügen. Zu verſchiedenen Malen ſtellte ſie den Dienern vor, wie ungerecht ihr Gemahl gegen ſie handele, und wie ihr Oheim, wenn er davon Kunde erhielte, ſolche unwürdige Behandlung nicht allein an den Ritter, ſondern auch an deſſen Dienern rächen würde; allein dieſe Vorſtellungen fruchteten zu nichts, die Diener lächelten ungläubig dazu, und blieben ſich in ihrer Handlungsweiſe völlig gleich.

So zuverſichtlich Eleonore, und zwar mit vollem Rechte, auf den Beiſtand ihres

Oheims rechnete, so mußte sie doch lange, sehr lange darauf harren, denn der nichtswürdige Walter hatte dem ehrlichen Greise die Untreue seiner Gattin, das strafbare Verhältniß mit dem Abt, worin sie vielleicht schon sehr lange gestanden, und ihn also unerhört betrogen habe, mit so lebendigen Farben darstellen lassen, daß dieser wirklich an der Tugend seiner Nichte zu zweifeln begann. Doch hiermit war Walter noch nicht zufrieden, er mußte sich den Brautschatz seiner Gemahlin sichern, und hierzu gab es kein besseres Mittel als gegen den Grafen feindschaftlich zu handeln, ihn zum Mitwisser jenes schändlichen Complots mit dem Abte und seiner Nichte zu machen; und was war wohl leichter, da beide, um sich zu vertheidigen, so gut als aus der Welt verschwunden waren. Daß eine solche schändliche Zumuthung den ehrlichen Grafen empören mußte, sah Walter

voraus, und rüstete sich dieserhalb zeitig zum Streite, doch wie dieser auch ausfallen mochte, so waren doch die schönen Güter, die ihn ganz allein zu all diesen Unthaten verleitet hatten, so lange der Graf noch lebte, immer nicht sein völliges unbestreitbares Eigenthum, er mußte also auf andere Mittel sinnen, und wie leicht findet der Böſewicht diese?

Graf Adelbert von Hohenbüchen konnte und durfte als Mann von Ehre diesen Schimpf, Mitwisser einer geheimen Buhlschaft seiner Nichte gewesen zu seyn, nicht ungerächt lassen, er rüstete sich daher mit seiner Mannschaft und was ihm Walter da vielleicht an Mehrzahl überlegen seyn könnte, das ersetzte seine eigne Tapferkeit. Ehe er jedoch gegen den Habsüchtigen auszog, ließ er eine Urkunde ausfertigen, worin er die junge neunjährige Gräfin Elisabeth von Westerwald, zur alleinigen Erbin

ſeines noch übrigen Nachlaſſes einſetzte. Auf jedem Fall würde Walter von Unna, der von ſeinen neuen Unterthanen nichts weniger als geliebt wurde, in einer ehrlichen offenen Fehde haben unterliegen müſſen, noch dazu, wenn dieſe erfahren, daß es gegen ihren vormaligen Herrn, den alle wie einen Vater liebten, gegolten hätte. Dies fühlte Walter nur zu gut, und dieſerhalb ſandte er ſeinem Heereshaufen einige getreue Gauner voraus, die dem Grafen ſchon auf halbem Wege begegnen mußten. Das Bubenſtück gelang abermals. Im Dickigt zwiſchen Dornen und Felſen verſteckt erſahen die Meuchelmörder ihren Raub, und als Graf Adelbert, nichts Böſes in ſeinem Herzen ahnend zur Stelle kam, ward er von ihnen überfallen, und meuchlings gemordet.

Jetzt hatte Walter von Unna freies Spiel, niemand ſtand ihm mehr im Wege,

der sein lasterhaftes Leben hätte strafen oder seinen Handlungen hätte Gewalt entgegen setzen können. Unumschränkt war er jetzt Herr und Gebieter all der schönen Güter, und er benutzte sie, er genoß nach seiner Art ein beneidenswerthes Leben. Ob indeß die Langmuth Gottes nicht ermüden? ob das Laster bis ans Ende in seinem wüsten Leben fortschwelgen wird? die Zeit wird uns darüber belehren. Gott ist gerecht, und vergilt einem Jeden, je nachdem er gehandelt, es sey gut oder böse.

Zehntes Capitel.

Zwei Jahre waren der armen bedauernswürdigen Eleonore schon langsam dahin geschlichen, in denen nichts als die Aussicht in den öden Garten ihre traurige Einsamkeit und das Bewußtsein ihrer Unschuld ihr Leben aufrecht erhalten hatte. Wie seltsam das Schicksal doch oft mit den Menschen spielt; die unwürdigsten Geschöpfe werden oft auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gehoben, während Würdigere im Staube herum kriechen. Eines Tages saß Eleonore am Fenster, und drehete so

emsig die Spindel als müsse sie ihren Lebensunterhalt damit verdienen, da trat ein Knabe, indem er einen Schmetterling verfolgte, in den öden Garten. Seit zwei Jahren hatte die leidende Gattin kein menschlich Wesen weiter gesehen als ihre hartherzigen Peiniger, es war also wohl sehr natürlich, daß die unschuldige Phisiognomie des muntern lebenslustigen Knaben einen sehr angenehmen Eindruck auf das weiche Herz Eleonorens machen mußte. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete sie den Knaben, und fand bald, daß seine Züge ihrem Auge und ihrem Herzen nicht ganz fremd waren, doch wußte sie nicht, wo sie hindeuten sollte. Mit einer unwiderstehlichen Begierde redete sie deshalb den Knaben an, indem sie ihn nach seinem Namen fragte.

Ich heiße Otto, erwiederte der Kleine

ſehr naiv, indem er ſich in ſeinem Spiel nicht irre machen ließ.

Wo wohnen denn deine Eltern? fragte Eleonore.

Ei! ich habe keine Eltern, antwortete der Kleine, meine Mutter wohnt dort oben in der Erkerſtube; und nun laß mich zufrieden, damit mir der Schmetterling nicht über die Mauer geht.

So ungern Eleonore den Knaben auch in ſeinem Spiele ſtörte, ſo wurden ihr doch ſeine Züge immer mehr und mehr bekannt, und ſie konnte eine dritte Frage nicht unterdrücken. Wie heißt denn deine Mutter? fragte ſie.

Bertha, Gräfin von Weſterwald! antwortete der Kleine ſehr unwillig, und rannte ſchleunig davon.

Bertha von Weſterwald! Gott im Himmel! was muß ich hören, rief Eleonore. Alſo auch du hier, meine arme zwei-

fach unglückliche Bertha? Ja nun iſt es gewiß, nun iſt es gar keinem Zweifel mehr unterworfen, wer es war, der dich in meiner Abweſenheit raubte. O ſchändlicher, habſüchtiger Heuchler! jetzt erkenne ich dich ganz, jetzt durchſchaue ich deine boshaften Pläne, jetzt da es leider zu ſpät iſt. Darum alſo mußte Bertha von der Erde verbannt werden, damit der edle Graf, mein Oheim, ſie nicht zu ſeiner Gemahlin wählen, und vielleicht ſeine Güter, wie er gemeint, unter uns theilen ſollte? O ſchändlicher, nichtswürdiger Walter, wer hätte dich früher wohl eines ſo gefühlloſen Herzens fähig gehalten? wer es wohl geglaubt, daß du einen ſo ehrwürdigen vortrefflichen Mann, wie Graf Adelbert, ſo bübiſch um die letzten und einzigen Freuden ſeines Lebens betrügen könnteſt? doch was helfen mir meine Klagen, die doch an dieſen kalten Wänden ſtumm verhallen? nichts, gar nichts;

aber ich will handeln, für dich, theure Bertha, und für dich, du edler, vortrefflicher Oheim. — Sollte denn das bischen Gold und edle Gesteine, das man mir bei meiner Verbannung gelassen, nicht hinreichend sein, die Diener dieses alten Schlosses zu bestechen? Wie der Herr, so der Diener, heißt es ja, ich will es versuchen, und gelingt es mir, so bist du gerettet, theure Bertha. —

Nach einer Stunde kam Martin, schob den schweren, eisernen Riegel zurück, und brachte der Gefangenen die magere Suppe.

Grüß euch Gott! sagte der Alte, komme heute etwas früher als gewöhnlich, wird aber wohl nichts ausmachen.

„Leider dürft ihr euch alles gegen mich erlauben, antwortete Eleonore, aber es wird eine Zeit kommen, wo ihr das bitter bereuen werdet.“

Wenn man des Herrn Willen thut, so hat man, denk ich, nichts zu bereuen, und weiter thue ich nichts. Daß ich euch die Suppe heute um eine Stunde früher bringe, daran ist ein Geschäft schuld, daß ich heute noch zu verrichten habe.

„Nun, wenn es so ist, so verzeihe ichs, doch sage mir, wem gehört der Knabe zu, der sich vor einer Stunde hieher in den öden Garten verirrte?“

Der gehört — er hielt rasch inne, und besann sich ein Weilchen, dann fuhr er fort, indem er sagte: nun das ist mir nicht verboten euch zu sagen. Der Knabe gehört einer Gräfin, die schon ein Jahr früher als ihr hier wohnt.

„Und wie heißt diese Gräfin?“

Das weiß ich nicht, ich würde nicht einmal wissen, daß sie eine Gräfin ist, wenn sie es mir nicht einmal selber gesagt hätte.

„So. Willst du mich nicht einmal zu ihr führen? ich kenne die Dame vielleicht, und wenn auch nicht, so würden wir doch in unserer entsetzlichen Einsamkeit Gesellschaft an einander haben.“

Das darf ich nicht.

„Dein Herr braucht es ja nicht zu wissen, und zur Dankbarkeit schenke ich dir diesen Ring, den du verkaufen, und wenigstens zwölf Mark Silbers dafür lösen kannst.“

Versucht mich nicht, edle Frau, ich darfs nicht, es könnte mir vielleicht das Leben kosten. Herr Walter von Unna ist ein schlimmer Mann, ihm liegt wenig daran, ob so ein armer Teufel wie ich, mehr oder weniger in der Welt ist.

„Nun, aber den Knaben könntest du doch zu mir bringen. Es ist noch ein unschuldiges Kind, ich könnte mir die Zeit

mit ihm vertreiben, ihn vielleicht belehren, ihm auf irgend eine Weise nützlich werden.“

Das hat mir der Herr nicht verboten, kann also geschehen.

„Gut, bringe ihn mir, und der Ring soll dennoch dein seyn.“

Martin ging, und kehrte nach wenig Minuten mit dem Knaben schon zurück. Welch eine Freude für die arme Eleonore, denn sie erkannte in den Knaben dieselben Züge, die sich von der kleinen Elisabeth so tief in ihre Seele eingeprägt hatten, und es blieb ihr kein Zweifel mehr übrig, daß Bertha, Gräfin von Westerwald, seine Mutter und Elisabeth seine Schwester war.

Wenn ihr mir versprechen wollt, sagte Martin, daß ihr den Knaben, wenn er nicht mehr bei euch bleiben will, nicht folgen wollt, so will ich diesmal den Riegel nicht vorschieben.

Weil dein Verderben davon abhängen könnte, so will ich ohne deine Bewilligung dies Gemach niemals verlassen.

Martin ging abermals, und Eleonore blieb mit dem Knaben allein. Welch ein Gefühl es seyn muß, nach jahrelanger Einsamkeit, endlich einmal wieder ein menschliches Wesen in seiner Nähe zu haben, davon giebt uns Eleonore von Unna ein Beispiel. Mit einer gränzenlosen Freude schloß sie das Kind in ihre Arme, und versprach ihm alle Reiche der Welt, wenn es recht lange bei ihr bleiben, und ihr recht viel von seiner Mutter erzählen wolle.

Ja, sagte der Kleine, das will ich wohl, aber in deiner Kammer gefällt es mir nur nicht.

Ist es denn in der Kammer deiner Mutter besser als in der Meinigen? fragte Eleonore.

Ja, das kannst du glauben, antwortete Otto. An unsern Wänden sind große Bilder. Da ist der Riese Goliath und der kleine David, und der tapfere Feldhauptmann Holefernes, und die schöne Judith, ach und noch viel mehr, und ein Spiegel, der ist so groß als ich. Deine alten grauen Wände — nein, hier gefällt es mir nicht, laß mich hinaus, ich will wieder Schmetterlinge fangen.

Ja, mein holdes Kind, das sollst du, du sollst wieder hinaus in die Freiheit, Gottes freie heitere Luft soll dich stärken und erhalten, damit du, wenn du groß bist, die Schmach deiner edlen Mutter und deines Vaters rächen kannst.

Wenn ich erst groß bin, sagte der Kleine, und sah Eleonore recht freundlich ins Auge, wenn ich erst ein Schwert führen kann, ja dann, das hat meine Mutter schon oft gesagt, dann wäre ich der Graf

von Westerwald und sollte — er sah sich ängstlich um, ob auch wohl keiner höre, was er sagen wollte — dann sollte ich gegen die Ritter Walter von Unna, Kunz von Steinthal, und Conrad von der Wart, ausziehen, und — ach wenn ich doch schon groß wäre!

Die Zeit wird kommen, mein holdes Kind, Gott der Herr wird dich behüten und bewahren, er wird dir Muth und Stärke verleihen, um dich dereinst an deinen Feinden zu rächen. Jetzt geh wieder, und sage deiner Mutter, hier in dieser alten grauen Kammer wohne ihre Freundin Eleonore von Unna, sie möge mir recht bald etwas durch dich sagen lassen, mich verlangte recht herzlich darnach.

Ja das will ich thun, antwortete Otto und damit rannte er recht fröhlich fort.

Am Morgen des andern Tages kehrte er schon recht früh mit dem alten Martin

wieder, und brachte der freudig harrenden Eleonore einen großen langen Brief. So willkommen der Unglücklichen dieses Denkmal der Freundschaft auch war, so entlockte doch schon der bloße Anblick desselben ihren Augen Thränen, denn dies Schreiben war ihr schon ein sicherer Beweis, daß die Gräfin sich hier einer bessern Behandlung erfreuen durfte als sie. Doch stieg dieserhalb kein Gedanke von Neid in ihrer Seele auf, sie sah darin nur, wie ihr unwürdiger Gemahl gegen sie gesinnt war. Das Schreiben enthielt die aufrichtigsten Beweise der Freundschaft, der zärtlichsten Liebe, und eine umständliche Beschreibung ihrer Entführung, woraus deutlich hervor leuchtete, daß nur die Habsucht, und der niedrigste Geiz den Verblendeten zu dieser That verleitet hatte; aber er gab ihr auch einen sichern Beweis, daß so wenig sie als die Gräfin jemals auf Befreiung

aus dieſen Kerkern rechnen durfte. Welche Gefühle von unſchuldig erlittenem Unrecht der Unglücklichen ſich bei Leſung der zahlreichen Zeilen aufdrängten, läßt ſich wohl nicht gut beſchreiben, ſie wurde ſo davon hingeriſſen, indem ſie kein Mittel ſah ſich ihrer Freundin wieder mitzutheilen, daß ſie dem alten Martin um den Hals fiel und ihm dringend bat, ſie zur Gräfin zu führen.

Wenn ichs dürfte, antwortete dieſer, recht gern, aber ich habe meine Zuſage mit einem heiligen Eide bekräftigen müſſen, und mein Gewiſſen zu verletzen, werdet ihr nicht verlangen, da ihr aber die Schreibekunſt verſteht, ſo könnt ihr euch ja auf dieſem Wege alles ſagen, was euch beliebt, das zu erlauben hat mir der geſtrenge Herr nicht verboten. Ich werde euch die Geräthſchaften dazu beſorgen, und der Knabe, den ich auch frei herum laufen laſſen darf,

kann die Briefe besorgen, so habe ich dann weiter nichts damit zu thun.

Obgleich dieser Mensch nicht zu den Schlimsten gehörte, so kannte Eleonore doch die Festigkeit seines Charakters, und wagte dieserhalb auch keinen weitern Versuch, sondern begnügte sich damit, ihrer Freundin ihre Gedanken und Gefühle schriftlich mitzutheilen, welche der kleine Otto täglich mehrere Male nebst vielen mündlichen Bestellungen überbrachte. Der Knabe gewöhnte sich bald an die liebenswürdige Eleonore, und leistete ihr, trotz der grauen Wände, welche zuerst einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht, täglich mehrere Stunden Gesellschaft.

Diese schriftliche Unterhaltung der beiden unglücklichen Frauen dauerte über ein Jahr, in welchem ihnen die Zeit weniger langsam verstrich, ja sie wurden durch die mündlichen Bestellungen des Knaben, in

ſeinem Munde oft wunderbar verdrehet, recht oft zum Lachen und zur Fröhlichkeit gereizt; doch auch dieſe kleine Freude, auch dieſer geringe Erſatz, der ihre dunkle Nacht, in der ſie wandelten, ein wenig erhellte, wurde durch ein anderes trauriges Ereigniß bald unterbrochen.

Es war in einer dunkeln ſtürmiſchen Nacht, in welcher das ganze alte Schloß ſeinem Untergange nahe zu ſeyn ſchien. Mit Zittern und Beben ſtand Eleonore am Fenſter in ihrer einſamen Zelle und ſchauete in die finſtere Nacht, die von keinem Stern erleuchtet wurde, hinaus. Mit jedem Augenblicke erwartete ſie den Zuſammenſturz des alten Thurms, und — natürlich auch ihren Untergang. Sie hatte ihre Rechnung mit der Welt, mit dem irdiſchen Jammerthale, worin ſie ſo viele Freuden gehofft, und ſo viele bittre Leiden gefunden, abgeſchloſſen, ſie hatte ihre un-

ſterbliche Seele dem alliebenden Vater über den Sternen empfohlen, und — Herr wie du willſt, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe, ſagte ſie, und war auf alles gefaßt. Doch plötzlich geſtalteten ſich die Dinge anders. Am äußerſten Ende des Gartens, ſchräg dem zerbrechlichen Thurme gegenüber brach mit einem Male Feuer aus. Der Sturm, der mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Flamme blies, zündete bald den ganzen Flügel an. Die wenigen Menſchen, die ſich auf der Burg befanden, eilten zwar ſogleich herbei, allein an eine Rettung war bei dem Sturme gar nicht zu denken, und nach einer halben Stunde ſchlug die Flamme ſchon an das mit eiſernen Gitterwerk verſehene Fenſter der armen bedaurenswürdigen Eleonore. Alles Schreien, alles Rufen war vergebens, denn das Getöſe, welches der Sturm verurſachte, verſchlang jeden Men-

ſchen Laut. Gott im Himmel! welch ein entſetzlicher Gedanke, geſunden Leibes, bei vollem Verſtande, hier entweder im Rauch zu erſticken, oder unter den zuſammenſtürzenden Trümmern begraben zu werden.

Der Menſch denkt, Gott lenkt. Die Flamme ſchlug an das Fenſter, die Scheiben zerſprangen von der Hitze, der Rauch drang mit furchtbarer Macht hinein, und Eleonore ſank ohne Beſinnung bald zu Boden.

Das beſſere freundlichere Gemach, welches die Gräfin Weſterwald mit ihrem achtjährigen Sohne bewohnte, lag dem brennenden Flügel noch näher, das Dach über ihrem Haupte hatte ſchon Feuer gefangen, während ſie händeringend in der größten Verzweiflung umher rannte und keinen Ausweg finden konnte. Das eigne Leben würde die Unglückliche gern zum Opfer gebracht haben, denn ihrer warteten ja ohn-

nehin nur noch wenige Freuden, aber das unschuldige Kind, seine Todesqualen vielleicht erst mit ansehen zu müssen. Gott im Himmel! ist denn keine Hülfe, keine Rettung möglich? sind denn diese drei unglücklichen Geschöpfe so ganz der Willkühr eines verstockten Bösewichts preisgegeben? Doch halt! wenn die Noth am größten ist, dann ist Gott mit seiner Hülfe am nächsten. Rasch setzte die Gräfin den zitternden Knaben, den sie schon über eine Stunde auf ihren Armen umher getragen, nieder, verband ihre Betttücher und was sich sonst dazu in ihrem Bezirk vorfand, mit einander, befestigte es den Knaben um den Leib, und ließ ihn zum Fenster hinaus, indem sie ihm sagte: er möge weit weg laufen, und sich irgendwo verstecken, bis die Gefahr vorüber sey. Der Einfall war von gutem Nutzen gewesen, der Knabe entkam glücklich, aber der Rauch drang auch

nun mit solcher Gewalt ins Zimmer, daß die Gräfin nur noch für Augenblicke ihr Leben zu fristen wußte. Schon verlor sie die Besinnung, schon erblickte sie den Tod in seiner furchtbarsten Gestalt, da that sich die Thür auf, und der scharfe Luftzug gab ihr neues Leben. Rasch folgte sie ihrem Führer, der sie auf einem freien Platz brachte, wo sie zu ihrer unaussprechlichen Freude, die eben ins Leben zurückkehrende Eleonore erblickte. Ein trauriges, höchst trauriges Wiedersehen, aber doch für diese zwei unglücklichen Frauen von unschätzbarem Werthe. Stundenlang lagen sie einander in den Armen, thaten tausend Fragen an einander, ohne nur die Antwort auf eine einzige abwarten zu können.

Als der Morgen anbrach, und der ganze Flügel in einen Schutthaufen verwandelt da lag, aus dessen Trümmern nur noch dicker Rauch aufstieg, vernahmen die

beider Frauen von dem Burg-Gesinde, daß das Feuer von einer Dame, welche in jenem Flügel tief im Erdgeschoß ihre Wohnung gehabt, angelegt worden sey, und daß die Dame, die dadurch ihre Befreiung habe bewirken wollen, jetzt am Rande des Grabes stehe.

Weibliche Neugierde, wer die Dame wohl seyn möchte, und auch Mitleid ihr wo möglich zu helfen, oder in der Todesstunde beizustehen, veranlaßte die Gräfin sowohl als auch Eleonore, die Diener zu vermögen sie zu ihr zu führen. In der Verwirrung dachten die Diener nicht an die Folgen, die diese Zusammenkunft veranlassen möchte, und führten die Frauen zu der unbekannten Fremden

Auf einem ärmlichen Ruhebett erblickten beide eine Dame, deren ganzer Körper durch den Zusammensturz einiger Balken beschädigt war, und durch den Blutverlust

aus mehreren Wunden den nahen Tod befürchten ließ; jedoch war die Dame beiden unbekannt, keine von beiden hatte sie jemals gesehen. Mit sanfter Hand waren sie indeß bemühet, die Wunden zu verbinden, und nach einigen Stunden schien es, als ob neues Leben den schon halb entseelten Leichnam wieder beleben wolle.

Eilftes Capitel.

Nach mehreren Stunden, in welchen die Gräfin mit angeſtrengter Mühe ihr Kind geſucht und es nicht gefunden, erwachte die Fremde aus einem betäubenden Schlummer, hatte auch wie es ſchien ihre völlige Beſinnung wieder erhalten. Mit einer beſondern Feinheit, die ihren Stand und Charakter beurkundete, dankte ſie den Damen für die geleiſtete Hülfe, und erkundigte ſich dann nach ihren Namen.

Ihr ſeht in meiner Perſon, antwortete die Gräfin, eine Gräfin von Weſter-

wald, die schon seit drei Jahren gegen ihren Willen dieses alte Schloß bewohnt.

Von Westerwald? fragte die Fremde, euer Name und euer Geschlecht ist mir nicht ganz unbekannt, ich glaube schon davon gehört zu haben. Und ihr, schöne Frau? fragte sie, sich an Eleonore wendend, ihr scheint noch sehr jung zu seyn.

Eleonore von Unna, antwortete diese.

Wie? rief die Fremde, und ihre Augen, die eben dem Erlöschen nahe waren, rollten furchtbar, ihre Hände zogen sich krampfhaft zusammen. Wie, rief sie, Eleonore von Unna, sagt ihr? O so ist das Schicksal doch gerecht, so führt es mir doch am Rande des Grabes meine Todtfeindin noch unter die Augen. Also Walter von Unnas zweite verstoßene Gemahlin? Ha, das ist Lobgesang in meinen Ohren, das ist Entschädigung für alle Leiden, für alle Qualen, die ich erduldet. Komm her mei-

ne liebenswürdige Unglücksschwester, komm an mein Herz, daß ich dich vor meinem Scheiden von dieser Erde noch segne.

Eleonore, die wie versteinert dagestanden und das Unbegreifliche nicht fassen konnte, dann aber die Worte für Ausgeburten eines Fieberwahns hielt, war eben in Begriff sich zu der Unglücklichen niederzubeugen, als die Gräfin herzusprang und sie zurückzog. Um Gottes willen! rief diese, zurück, zurück! Der klare Wahnsinn leuchtet aus all ihren Zügen, und wer weiß, was sie in diesem Anfalle zu thun im Stande wäre.

Wahnsinn, meint ihr, spräche aus mir? sagte die Fremde. O Gott! hätte ich doch den Verstand, hätte ich doch das Leben verloren mir wäre besser, aber leider ists Wahrheit was ich geredet. Fort aus meinen Augen, Nichtswürdige, ich kann dich nicht sehen, ich kann es nicht ertragen,

daß du dich an meiner Verzweiflung weidest, denn du haſt mich unglücklich gemacht, haſt namenloſes Elend über mich verbreitet, haſt mit deiner Larve, mit deinen Buhlerkünſten mich um die Halbſchied meines Lebens betrogen, und das kann ich, das kann Gott dir nicht vergeben.

Eleonore, die das innigſte Mitleid mit der Unglücklichen fühlte, und ſie immer noch für wahnſinnig hielt, wollte ſie beruhigen, aber dies reizte ihre Wuth nur noch mehr, und ſie machte Miene aufzuſpringen und ſich handgreiflich an der Unſchuldigen zu rächen.

Geht hinweg, theure Freundin, ſagte die Gräfin, es wird ein Irrthum ſeyn, in dem dieſe Unglückliche ſchwebt, ich will mich allein mit ihr unterhalten, vielleicht gelingt es mir ſie zu beſänftigen und ſie eines beſſern zu belehren.

Sagt mir, Gräfin, fragte die Fremde mit allen Zeichen der höchsten Leidenschaft, sagt mir, war das wirklich Walters zweite Gattin.

Sie ist leider seine Gattin, doch nicht seine zweite, sondern seine erste und einzige.

Ihr seyd im Irrthum, im schrecklichen Irrthum, ich bin seine erste rechtmäßige Gemahlin, eine geborne Gräfin Dianora von Malli. Als ein liebenswürdiger Jüngling kam Walter vor sechszehn Jahren nach Italien. Ich war damals zwei Jahre Wittwe des Grafen Malli, mit dem ich einen Sohn und eine Tochter erzeugt hatte. Mein Sohn Heinrich muß jetzt neunzehn, und meine Tochter Ursula siebenzehn Jahr alt seyn. Wundert euch nicht, edle Frau, daß ich so rasch mich zu einer zweiten Ehe verstehen konnte, aber Walter war damals trotz sei-

ner Armuth unwiederstehlich. Er wußte sich so schnell in mein Herz einzuschleichen, und seinen Wohnsitz so fest darin aufzuschlagen, daß es mir unmöglich ward, ihn wieder daraus zu verdrängen. Meine Freunde waren mit dieser Verbindung nicht zufrieden, ich aber kümmerte mich wenig darum, denn ich liebte den hinterlistigen Verführer mehr als mein Leben. Drei Jahre, gerade so lange als das Vermögen meines verstorbenen Gemahls hinreichte all seine Wünsche zu befriedigen, war ich das glücklichste Weib auf Erden, als es aber hiermit zu Ende ging, und an die Güter meiner Kinder nicht anzukommen war, da verwandelte sich seine Liebe schnell in Kaltsinn, der bald in Haß und Verachtung überging. Noch mehrere Jahre lebten wir ein trauriges Leben zusammen, in welchem er meiner Liebe, die noch nicht erloschen war, mit Hohn und Spott begeg-

nete, und eine furchtbare Schuldenlaſt aufhäufte. Mit einem Male war Walter verſchwunden, und niemand wußte, wo er mochte geblieben ſeyn. Ich zog an allen Enden Erkundigungen ein, ſandte Boten aus, die ihn aufſuchen oder ſeinen Aufenthalt auskundſchaften ſollten; aber alles war vergebens, und man glaubte ſchon, daß er in irgend einem Kanale ſein Grab gefunden habe. Doch plötzlich brachte ein deutſcher Ritter die ſichere Kunde: Walter von Unna ſey wieder in ſein Vaterland zurückgekehrt, und wohne auf einer alten verfallenen Burg, die ſein väterliches Erbe ſey.

Daß mich dieſe Nachricht mehr empörte, als wenn man mir ſeinen Tod gemeldet hätte, könnt ihr leicht denken. Von meinen Freunden nun noch mehr verhöhnt und verlacht, ſah ich bald kein anderes Mittel als mit dem, was ich erſpart, und

was ich sonst etwa noch besaß, eine Reise nach Deutschland zu unternehmen: Kaum war ich in dieser Gegend angekommen, kaum hatte ich es gewagt, nähere Nachrichten über den Ungetreuen einzuziehen, als ich auch schon erfuhr: Walter von Unna sey Verlobter der reichen Nichte des Grafen Adelbert von Hohenbüchen. Das Blut in meinen Adern erstarrte bei der Nachricht, doch hielt ich das Geschwätz bei reiferer Ueberlegung für ein Mährchen, und glaubte nichts weniger, als daß mein Erscheinen, wenn er wirklich einer solchen Thorheit in seinem Herzen sollte Raum gegeben haben, ihn wieder auf den rechten Weg leiten würde.

Unvermuthet kam ich auf seiner Burg an, doch welch ein Empfang. O Gräfin, könnt ich euch diesen schildern, ihr würdet jenen Walter von Unna für keinen Menschen, sondern für einen Engel halten.

Demüthig warf er sich mir zu Füßen und umarmte reuevoll meine Knie, bat mir mit tausend Thränen all das mir zugefügte Unrecht ab, und versprach nun alles wieder gut zu machen.

Ach! wie schwach ist doch ein liebend Weib. Ich trauete seinen Schwüren, seinen Thränen, und war glücklich in seinen Armen; doch wie lange? Gott! wenn du gerecht bist, wenn du meine Thränen, meine Seufzer, meine Flüche erhört hast, so wirst du den Sünder nicht ungestraft entfliehen lassen.

Es mochte nach Mitternacht, in derselben ersten Nacht seyn, als ich auf seiner Burg war, als er mich mit zärtlichen Liebkosungen aus einem süßen Traume weckte, und mir sagte: er habe mir ein Geheimniß zu entdecken, was sein ganzes künftiges Glück begründen solle. So ungern ich mich auch von meinem Lager trennte, so

war ich doch nicht im Stande, indem meine Seele keinen Gedanken von Mißtrauen hegte, ihm etwas abzuschlagen. Nur in ein Regentuch gehüllt, folgte ich ihm, wohin er mich führte. Auf einem langen Wege, durch verschiedene unterirdische Gänge sprach er viel von einem verborgenen Schatze, und als wir endlich an den Kerker kamen, in dem ich nun so viele Jahre geschmachtet habe, öffnete er eine eiserne Thür, trat mit mir hinein, und stieß mich dann — o seht nicht weg Gräfin, denn ich verstehe euch — einige Schritte in die Finsterniß hinein. Walter! rief ich, was beginnst du, er aber warf hohnlachend die Thür zu, und rannte fort.

Jetzt Gräfin, fuhr sie sehr ermattet fort, jetzt kennt ihr den ganzen Umfang meines Elendes, meines Jammers. Der Ausbruch des Feuers in der verflossenen Nacht war mein Werk, ich legte es mit

vieler Mühe an, indem ich glaubte dadurch meine Rettung zu bewirken, und mich dann an meinem nichtswürdigen Gemahl und an seiner Buhlerin zu rächen.

Die lange Erzählung der Unglücklichen, wobei ihre lebhafte Phantasie jede ihrer Nerven berührt, hatte ihre Kräfte gänzlich erschöpft, ihre Wunden bluteten von neuem aber sie wünschte keine Hülfe mehr. Die Gräfin versuchte indeß alles was möglich war und besonders ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, indem sie ihr Eleonorens Geschichte mit dem Ritter erzählte. Sie schüttelte aber mißtrauisch das Haupt, und sagte nur noch, daß sie längst einen zuverlässigen Boten, dessen Vertrauen sie sich hier im Kerker erworben, nach Italien an ihren Sohn, den jungen Graf Heinrich von Malli gesandt, und ihn zur Rache gegen diesen Nichtswürdigen aufgefordert habe.

Ihre Kräfte nahmen von Stunde zu Stunde mehr ab, und als die letzten Strahlen der sinkenden Sonne die Erde berührten, da gab sie unter gräßlichen Zuckungen ihren Geist auf.

Zwölftes Capitel.

Etwa eine Stunde von Walters Burg, die nun zur Halbschied in Asche lag, wohnte ein redlicher Landmann, der sich durch Wohlhabenheit von den Uebrigen seines Gleichen auszeichnete. Er hatte in frühern Jahren von Walters Vater nicht allein seine Freiheit, sondern auch manches schöne Stück Land an sich gekauft, und lebte davon mit seinen Kindern und Kindes-Kindern in glücklicher Ruhe. Doch hatte sich schon oft seit mehrern Jahren, wenn die Rede auf den Ritter Walter von Unna

und auf sein rüdes Leben kam, seine sonst so friedliche Stirn in düstre Falten gezogen. Sein Vater, sagte er dann, hat ein trauriges Ende genommen, diesem geht es aber noch schlimmer. Die Vorsicht gab diesem biedern Greis ein Mittel in die Hand, die Schandthaten dieses Elenden ans Licht der Welt zu bringen.

Während die Gräfin Westerwald und Eleonore dem stillen einförmigen Leichenbegängniß der Dahingeschiedenen beiwohnten, und dabei mit tiefem Schmerz den Verlust des kleinen Otto beweinten, war dieser in jener Schreckensnacht, ohne zu wissen wohin, vor die Thür des eben erwähnten biedern Greises gekommen. Das angenehme Aeußere des Knaben machte die Bewohner der Hütte aufmerksam, und es entstanden die Fragen, woher und wohin, so wie auch nach seinem Namen. Der Knabe beantwortete nicht allein diese zur völligen

Zufriedenheit des Greises und seiner Kinder, sondern er lieferte auch eine vollständige Beschreibung von dem Zustande seiner Mutter und der Gattin des Ritter Unna, worauf er sogleich auf das freundschaftlichste angenommen und verpflegt wurde.

Wir kehren hier auf kurze Zeit zu den beiden unglücklichen Frauen zurück, welche durch die Feuersbrunst mindestens wieder in Freiheit gesetzt zu seyn glaubten; doch sie hatten sich darin sehr geirret, die Thore der Burg waren unbeschädigt geblieben, auch hatte das alte Gebäude für zwei Unglückliche noch immer Raum genug. Die Leiche war deshalb kaum zur Erde bestattet, als man auch schon ein anderes Gemach eingeräumt hatte, und die Gräfin und Frau Eleonore aufs neue gefänglich einzog. Hätten die beiden edlen Seelen den Knaben jetzt nicht zu beweinen gehabt, sie würden vereint den Verlust ihrer Freiheit jetzt we-

niger als sonst gefühlt haben, aber der Schmerz war für beide gleich groß, sie beweinten ihn so lange bis sie wieder mit ihm vereint waren.

Während sie sich nun ungestört über ihr Schicksal mit einander unterhielten, und sich gegenseitig trösteten, verstrich wieder ein Tag nach dem andern, und sie standen heute noch wo sie gestern gewesen; da aber trat eines Tages der alte Martin mit betrübter Miene zu seinen Gefangenen, und meldete ihnen: daß sein gestrenger Herr mit seiner Nachsicht sehr unzufrieden geworden, und andere von seinen Getreuen geschickt, welche sie zur Nachtzeit von hier abführen, und in bessere Verwahrung bringen sollten. Ein neuer Schreck für die unglücklichen Frauen, denn was hatten sie an einem andern Orte nicht noch alles zu fürchten? Noch hatte Martin das Gemach nicht wieder verlassen, als ein alter eis-

grauer Mann mit finsterer Miene herein trat, und ihnen im Namen des Ritter Walter von Unna ankündigte, daß er von jetzt an ihr Aufseher sey, und den Auftrag habe, sie diesen Abend mit seinem Gefolge an einen andern Ort zu führen. Kaum hatte der alte Menschenfresser die Worte ausgesprochen, als er sich auch schon wieder entfernte, und die Thür noch mit einigen starken Schlössern verwahrte.

Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich der beiden unglücklichen Frauen, welche so lange dauerte, bis die Nacht einbrach, wo sich ihr Kerker aufs neue aufthat, und jener Fremde mit noch einigen baumstarken Kerlen herein trat, und an die zarten Hände der Frauen starke Fesseln legte. Der Gewalt des Stärkern muß der Schwächere immer unterliegen, und so ließen die Bedaurungswürdigen sich alles geduldig gefallen. Beim Abschiede drückte ih-

nen der alte Martin noch einmal die Hand, und bat ſie mit Thränen, ihm, wenn er hart gegen ſie geweſen, zu verzeihen, er habe nie mehr als ſeine Pflicht gethan.

Finſtere Nacht war über die Erde verbreitet, als das alte Burgthor hinter ihren Ferſen ſich wieder verſchloß. Gott ſey gelobt! ſagte der Alte, die Liſt wäre gelungen. Nun, edle Frauen, gebt mir ſchnell eure Feſſeln und ſchwingt euch auf dieſe für euch in Bereitſchaft ſtehenden Roſſe, denn ihr ſeyd nun gerettet, ſeyd nun frei.

Die Frauen trauten kaum ihren Ohren, denn der Wechſel zwiſchen einer Ausſicht auf Verſchlimmerung ihrer Lage und der nun angekündigten Freiheit, war mit einem Male zu groß; doch ſie wurde nach einer Stunde, als ſie des redlichen Lands

manns friedliche Hütte erreicht, durch den Anblick des kleinen Otto noch vergrößert.

Also wirklich frei? rief Eleonore, und durch dich, du edler Greis, frei?

Was ich that, antwortete der Landmann, das that ich meinem verewigten Herrn, dem Grafen von Hohenbüchen zu Liebe. Nur ihn hab ich als meinen Herrn wirklich anerkannt, den Ritter Walter von Unna im Herzen noch nie.

Wie? fragte Eleonore, Adelbert von Hohenbüchen, mein theurer Oheim ist nicht mehr? Ist todt? fragte die Gräfin.

Er wurde auf einem Zuge gegen diesen Elenden — wahrscheinlich meuchlings gemordet.

O, Herr mein Gott! riefen beide Frauen wie aus einem Munde, ist es denn möglich, daß du diesen Greuel noch länger ansehen kannst?

Gott ist langmüthig, antwortete der Greis, doch ich glaube die Stunde der Rache hat nun geschlagen. Der Sohn seiner ersten Gemahlin, die nun, wie ich erfahren, ihr qualvolles Leben geendet hat, der junge Graf Malli, ist mit einem nicht unbedeutenden Heere auf einem Zuge hieher begriffen. Er hat, wie ich ferner erfahren, durch einen Diener, den der Ritter schwer beleidigt, seiner Mutter Schicksal erfahren, und will nun die Schmach derselben an dem unwürdigen Stiefvater rächen. Indeß kann ich das nicht wünschen, ihr würdet, wenn dem so wäre, bei mir keinen Schutz finden können, und ich selbst würde sehr dabei leiden; denn wenn der junge Graf auch Mannschaft und Geld mitbringt, so fehlt es ihm doch an Lebensmitteln und noch manchen andern Bedürfnissen, und diese wird er von niemand anders, als von uns fordern.

Das ist freilich schlimm, antwortete Eleonore, doch dürft ihr wegen uns ausser Sorgen seyn, ihr habt mehr für uns gethan als irgend ein Mensch würde gethan haben, und dafür wird euch unser Dank bis in die Ewigkeit folgen. Ihr kennt das Kloster Mariaheim, dort hab ich eine Freundin, die wird uns eine Zelle in ihren stillen Mauern nicht versagen, dort bringt uns hin, und somit habt ihr dann euer edles Werk redlich vollendet.

Zwei Tage blieben die armen heimathlosen Frauen noch in der Hütte des redlichen Landmanns, dann aber überliessen sie ihm den Knaben zur fernern Erziehung, und zogen in günstiger Erwartung zum Kloster. Doch hier hatten sich die Dinge seit Jahren auch anders gestaltet. Kunigunde die Priorin, Eleonorens Freundin, hatte das Zeitliche gesegnet, und die gegenwärtige Vorsteherin des Klosters,

kannte beide Frauen nur durch das falsche Gerücht, das Walter von ihnen verbreitet hatte, als verlaufene lüderliche Geschöpfe, denen sie nach ihren Ordensregeln eine Freistatt versagen mußte.

Nicht empört über diese Aeußerung, denn es lag ja in der Natur der Sache, begleiteten sie den redlichen Landmann wieder in seine Hütte zurück. Hier hatten sich in den wenigen Tagen furchtbare Gerüchte verbreitet. Walter von Unna, hieß es, habe den Verstand verloren, er wüthe und tobe Tag und Nacht in der Burg herum, wolle alles morden was ihm in den Weg komme, und wenn auf Stunden sein Verstand zurückkehre, dann wolle sich sein ganzes Dasein in Thränen auflösen.

Ach! rief der redliche Landmann, so hat denn Gottes Langmuth aufgehört, und sein furchtbares Strafgericht ereilt ihn noch in der Zeitlichkeit.

Ein zweites Gerücht ſagte, der junge Graf Heinrich von Malli habe mit vierhundert Reiſigen ſchon das Gebiet des Ritters betreten, und ſich noch dazu mit den Rittern Conrad von der Wart und Kunz von Steinthal gegen Walter von Unna verbunden. Der Graf hatte, wie man ſagte, ſich eine ganz eigne Rache für den Beleidiger ſeiner Mutter, deren Schickſal ihm bis zur letzten Stunde ihres Lebens bekannt geworden, ausgeſonnen. Lebendigen Leibes wollte er den zweifachen Sünder an einem Baume bei den Beinen aufhängen laſſen, um ſich an ſeiner langſamen Todesqual recht lange weiden zu können. Alsdann ſollte die Burg angezündet, und mit Maus und Mann in einen Aſchenhaufen verwandelt werden.

Die Gräfin Weſterwald ſank bei dieſer Nachricht beſinnungslos zu Boden, denn

ſie hatte noch ein theures Pfand, ihre Eliſabeth in der Burg.

Das kann, das darf nimmermehr geſchehen, rief Eleonore, und ſollt ich auch mein Leben aufs Spiel ſetzen. Ich will hin, will meinen ſchändlichen Gatten, das ihm bevorſtehende Unglück vorſtellen, und ihm um Eliſabeths Willen Vorſchläge zu ſeiner Rettung thun.

Zu ihm? rief der ehrliche Landmann. Zu deinem Tyrannen? fragte die Gräfin, die ſich wieder erholt und Eleonorens Rede vernommen hatte, zu ihm, der dich unbedingt aufs neue wieder einkerkern wird?

Um deiner, um Eliſabeths Willen wage und ertrage ich alles, auch bin ich der Meinung, wenn Walter ſein Schickſal erfährt, daß er anders denken, anders handeln wird.

Nein, nein, nein! rief die Gräfin, das werd ich auf keinem Fall dulden, mir

aber, mir geziemt es, für mein Kind Freiheit und Leben zu opfern.

So gehen wir zusammen, antwortete Eleonore, denn ohne dich, meine theure Bertha, mag ich hinfort nicht mehr leben; indem selbst die Erinnerung an vergangene schlimme Zeiten uns angenehm unterhalten wird.

Die Wahl über künftiges Thun und Lassen wurde mit jeder Stunde bedenklicher, denn so oft einer der Hausgenossen von seinen Geschäften zurückkehrte, brachte er neue Nachrichten von der Ankunft des Grafen Malli mit sich, die alle dahin hinaus liefen, daß der Graf schon in den ersten Tagen mit seinen Feindseligkeiten gegen den Ritter den Anfang machen wolle. Andere brachten wieder die Nachricht: daß die schönsten blühendsten Kornfelder des Ritters von den Feinden verheert wären, daß eine üppig prangende Wiese ihnen zur La-

gerstätte diene, und der nächste Büchenwald schon zur Halbschied niedergehauen wäre.

Ich kann es dem jungen Graf nicht verdenken, sagte Eleonore, daß er die Schmach seiner Mutter zu rächen sucht, wer weiß, wenn ich wie er die Gewalt in Händen hätte, ob ich nicht eben so handeln würde; aber daß ein unschuldiges Kind darunter leiden soll, das kann, das darf ich, so lange ich noch Leben und noch Aussichten habe es zu retten, nicht leiden.

Edle, herrliche Seele! rief die Gräfin und schloß Eleonore in ihre Arme, ja wir wollen mit vereinten Kräften unser Heil versuchen, und mißlingt es dennoch, so haben wir doch unsere Pflicht gethan, und dürfen uns später keine Vorwürfe machen.

Dreizehntes Capitel.

Noch an demſelben Tage machten ſie ſich, von einigen Knechten ihres Erretters begleitet, auf den Weg zur Burg. Doch wie ſchlug den beiden unglücklichen Frauen das Herz in der Bruſt, als ſie in einiger Entfernung die Thürme der Burg erblickten, in welcher, beſonders Eleonore, einſt ſo glückliche Tage verlebt, in welcher ſie ſich als Braut ſo ſelige Tage an Walters Seite geträumt. Nicht minder gedachte die Gräfin des meuchlings gemordeten Grafen von Hohenbüchen, und in beider Augen

ſtahlen ſich unvermerkt ſtille Thränen. Doch hier war nicht Zeit, ſich ſanften Gefühlen und Rückerinnerungen der ſchönen Vergangenheit hinzugeben, denn mit jedem Schritte kamen ſie der Burg näher, und welches neue Schickſal ſtand ihnen vielleicht hier bevor, wer gab ihnen Gewißheit, daß ſich hier nicht bald die Thür eines neuen Kerkers ihnen öffnen werde, in welchem ſie dann nach wenig Tagen unter den Trümmern der zuſammenſtürzenden Burg begraben würden. Immer beklommener wurde das Herz, die Knie zitterten und wankten, und als ſie endlich den Berg erſtiegen hatten, und vor dem verſchloſſenen Burgthore ankamen, da ſanken ſie zuſammen, und befahlen ihre unſterblichen Seelen dem gerechten Richter über den Sternen. Kaum hatten ſie ihre Namen genannt und Einlaß begehrt, als ſich auch die Pforte ſchon aufthat, in welche ſie nun ihrem fernern

Schicksal entgegen gingen. Doch wie ganz anders war der Empfang als sie sich ihm gedacht. Eine wankende Gestalt, mit bleichem Angesicht, und tief in der Höhle liegenden Augen, die zur Erde stierten, trat ihnen Walter von Unna mit gefalteten Händen langsam entgegen.

Herr, mein Gott! rief Eleonore halblaut, jetzt erkenn ich deine Gerechtigkeit, so groß du in deiner Liebe, deiner Güte bist, so schrecklich bist du auch in deinem Zorn, wenn du strafst. O sieh, Bertha, sieh wie die strafende Hand des Ewigen schwer auf ihm ruhet, ist doch kein Gedanke von dem ehemals so schönen Manne, der mein ganzes Wesen mit Liebe entzückt hatte, mehr vorhanden. Ach jetzt, jetzt ist mein Haß dahin, und Mitleid hat seinen Platz eingenommen.

Einen schrecklichen Auftritt fürchtend blieben die beiden Frauen in einiger Ent-

fernung vor dem Ritter stehen, der scheu zu beiden Seiten blickte, wo er überflüssige Zeugen zu befürchten schien, endlich eilte er mit raschen Schritten auf seine Gattin zu, warf sich zu ihren Füßen nieder, ergriff ihre Hände, und bat in den rührendsten Ausdrücken, wobei ein Strom von Thränen aus seinen Augen stürzte, um Vergebung.

Einen solchen Empfang, ein so unwürdiges, unmännliches Betragen hatte Eleonore nicht erwartet, sie bat ihn deshalb aufzustehen, sich zu erholen, und sie über den Zweck ihres Hierseyns einige Augenblicke anzuhören.

Wie? rief Walter aufspringend, du hassest und verabscheuest mich nicht, du willst mir vergeben, willst wieder mein sein. O ich elender nichtswürdiger Mensch! bin ich denn das werth, habe ich denn das um dich verdient?

Eleonore fand es in Gegenwart ihrer Begleiter und mehrerer Zeugen unter ihrer Würde, dieſe Fragen hier zu beantworten, ſie erſuchte ihm deshalb ſie ins Schloß zu führen und ſie dort ein Weilchen anzuhören. Kaum auf einem ihrer ehemaligen Zimmer angekommen, machte ſie ihren unwürdigen Gemahl mit der ihm bevorſtehenden Gefahr bekannt, die ihm bis jetzt noch keiner umſtändlich mitzutheilen gewagt hatte. Er ſchauderte vor dieſem furchtbaren Richter ſchrecklich zuſammen, zeigte nicht eine Spur von ſeiner ehemaligen männlichen Größe, woran Eleonore deutlich merkte, daß ſeine Geiſteskräfte von ihm gewichen waren. Hiermit noch nicht zu Ende, öffnete ſich die Thür, und Eliſabeth, die junge Gräfin von Weſterwald trat herein. Mit einem Ausrufe der innigſten Freude warf ſich das junge ſchöne Mädchen, die wie eine Roſe unter Dieſteln und Dor-

nen aufgewachsen war, an die Brust ihrer unglücklichen Mutter.

Während sich Mutter und Tochter den frohen Gefühlen des Wiedersehens überließen, während die gute Gräfin sich nicht genugsam an den aufblühenden Reizen ihrer Tochter satt sehen, und jene das Glück, ihre geliebte Mutter wieder gefunden zu haben, die sie schon längst als todt beweint hatte, nicht genug preisen konnte, beantwortete Eleonore die Fragen, welche ihr Gemahl im Burghofe an sie gethan.

Ob ich euch hasse, ob ich euch verabscheue, sagte sie, bedarf wohl keiner Antwort von mir, auch kann ein Mann wie ihr, den ich einst geliebt, und der mich für meine Liebe so schändlich, so beispiellos betrog, solche Frage gar nicht an mich richten. Ob ich vergeben kann, vergeben habe, weiß ich eigentlich nicht richtig zu beantworten, weil an die Stelle des Hasses,

der tiefsten Verachtung, Mitleid getreten ist, ob ich aber die Eurige wieder werden will, diese Frage ist leicht zu beantworten; denn wenn noch ein Funken von Rechtlichkeit, das Wort Liebe darf hier gar nicht in Erwägung kommen, in eurer Brust vorhanden wäre, so würdet ihr mich nicht jahrelang unverschuldet im Kerker haben schmachten und es dem Zufalle überlassen haben, der mich daraus erretten mußte, davon kann und darf also unter uns die Rede gar nicht seyn. Gräßliche Verbrechen habt ihr begangen, die der gerechte Richter nicht ungestraft lassen wird, und die Strafe, sie ruhet vor der Thür, in eurem Stiefsohne hat sich der Herr ein Werkzeug seiner Rache ausersehen, und um die Gerechten nicht mit einem Ungerechten leiden zu lassen, habe ich mich noch einmal entschlossen, euch unter die Augen zu treten. Als ihr mich damals einer Sünde gegen

euch beschuldiget, deren Ungrund euch genugsam bekannt war, befand sich die junge Gräfin von Westerwald unter der Obhut meines Oheim. Ihr wußtet euch ihrer Person, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, wieder zu bemächtigen, und den edlen Greis, den ihr nicht allein um seine letzten Lebensfreuden betrogt, auch für seine Güte, die er euch erwies, in die Ewigkeit zu befördern. Dieses unschuldige Wesen dem Verderben zu entreißen, und euch auf eurem nahen Untergang aufmerksam zu machen, ist der Zweck meines Hierseyns. Er ist erfüllt, und ich eile noch in dieser Stunde mit der Gräfin und ihrer Tochter von dannen, um ein Kloster aufzusuchen, in welchem ich meine künftigen Lebenstage in Ruhe und Frieden vollbringen kann.

O nein, nein, Eleonore! rief Walter, ich lasse dich nicht. Es ist wahr, ich habe mich schwer, unverzeihlich an dir ver-

sündigt, aber ich sehe mein Unrecht ein, und will versuchen, ob es nicht möglich ist, einen Theil davon wieder gut zu machen. Sieh, ich winde mich hier zu deinen Füßen, bekenne reuig meine Sünden, und flehe dich um Vergebung derselben an. O sey nicht unbarmherzig, wende dein Angesicht nicht weg von mir, denn meine Reue ist so aufrichtig, so wahr, wie die letzten Strahlen der untergehenden Sonne.

Erspart euch diese Demüthigung, Walter von Unna, sagte Eleonore kalt; einst, freilich einst hätten diese Worte von euch mir das Paradies können verschmähen lehren, doch jetzt ist es zu spät, die Zahl eurer Verbrechen ist zu groß, euer Herz zu sehr von Lastern umstrickt, als daß noch irgend eine Besserung denkbar wäre, laßt mich mit meinen Unglücksgefährtinnen ziehen, und lebt wohl.

Eleonore! wär es möglich, wäre dein Herz wirklich so hart, so unerreichbar geworden?

Ich zahle euch nur mit gleicher Münze. Hätten meine unzähligen Thränen, die ich in den vielen Jahren in einsamer Kerkernacht geweint, euer Herz erweichen können, so stände es jetzt vielleicht besser um euch, doch jetzt ist es zu spät, ihr habt mich für die Welt und all ihre Freuden unempfindlich gemacht, ich kann dem Leben und den falschen Menschen kein Wohlgefallen mehr abgewinnen, und sehne mich nach nichts als nach einer stillen Zelle, wo ich im Gebet für meine Feinde die Jahre, die mir Gott noch schenken wird, verleben will.

So wär ich denn nun ganz der Schande und der Verzweiflung preisgegeben, so bliebe mir nichts als ein schimpflicher Tod? Nein, nein! so darf Walter von Unna,

der einst Gefürchtete, nicht enden, noch einen Versuch will ich wagen, und mißlingt auch dieser, dann — dann mag ein Dolch mein Dasein enden. Hiermit riß er die Thür des Gemaches auf, vor welcher sich schon ein Theil des Burggesindes versammelt hatte, und rief mit so gellender Stimme, daß es durch alle Theile des Schlosses schallte, das übrige Gesinde zusammen. Unter den schon früher Versammelten befand sich auch Mechthildis, Eleonorens Zofe, die, alle unschuldige Achtung bei Seite setzend, den Ritter fast über den Haufen rannte, und sich dann ihrer Gebieterin zu Füßen warf.

Tretet herein, rief Walter, und seht hier eure Gebieterin, die mich aber wieder verlassen will. Vereint eure Bitten mit den meinigen, daß sie bei uns bleibe, denn nur durch sie könnt ihr mich wieder glücklich sehen. Hierauf wandte er sich an die

Gräfin von Westerwald und ihre Tochter, und bat auch diese in den rührendsten Ausdrücken um Vergebung, indem er auch sie zugleich bat, seine Gemahlin zu bitten, bei ihm zu bleiben und ihn nicht wieder zu verlassen.

Welche Freude die längst gewünschte Wiederkehr der reichen Erbin der schönen Güter unter der Dienerschaft hervorbrachte, ist kaum zu beschreiben; jeder drängte sich herzu, um, wo nicht ihre Hand, doch den Saum ihres Gewandes zu küssen, und in seiner Art seine Bitte, sie nicht wieder zu verlassen, vorzubringen. Eleonore, die wohl einsah, daß ihr Gemahl, in einer so mißlichen Lage selber zu seinem Vortheile zu handeln, unfähig geworden, ließ sich nicht lange bitten, ihren ehemaligen Platz wieder einzunehmen, aber sie nahm ihn nur unter strengen Bedingungen ein, denen Walter sich, wie sie auch lauten mochten,

gern unterwarf. Ein fröhliches Mahl unter Klang und Saitenspiel verherrlichte den Abend, und Walter schien in seinem Geiste recht froh zu seyn, es zeigte sich zur Verwunderung der jungen Gräfin von Westerwald, die schon seit längerer Zeit bei seinen Anfällen von Wahnsinn Todesangst ausgestanden, keine Spur; doch kaum kam bei der Tafel das Gespräch auf jenen Tag, wo ein fremder Knappe die Nachricht von der Gefangennehmung des Grafen von Hohenbüchen und des Ritter von Unna gebracht, als Walter auch schon aufsprang, sein Schwert herbeisuchte, und in völligem Wahnsinn, mit gräßlichem Gebrüll durch die Zimmer rannte. In diesen gräßlichen Anfällen gab es nur ein Mittel ihn zur Ruhe zu bringen und der jedem drohenden Lebensgefahr zu entgehen.

Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß an jenem Tage, der noch übrige Rest

der Mannschaft auf der gräflichen Burg in Summa seinen Tod fand, und daß die Leichname mehrere Tage darauf, um die Burg nicht zu öffnen, in ein verfallenes Kellergewölbe geworfen wurden. Zu diesem Aufenthalte des Greuels und der Verwesung wurde er dann jedesmal von irgend einem hingelockt, wo dann sein tobender Wahnsinn jedesmal endete, und in stille Melancholie überging. In diesem traurigen Zustande hielt er dann gewöhnlich Selbstgespräche, die seine eigne Schande beurkundeten, und sowohl ihn selbst als alle Zuhörer zu Thränen rührten; denn er gestand sich all seine Greuelthaten, und bereuete sie von Grund seines Herzens.

Welch ein trauriges Loos, vom Könige bis zum Bettler hinab, mit dem Bewußtseyn Selbstschöpfer seines Unglücks zu seyn, einhergehen zu müssen. Möchten doch alle Gewalthabende an dem unglückli-

chen Walter von Unna ein Beiſpiel neh-
men und bedenken, daß die Stunde der
Vergeltung einmal ſchlägt, und daß dann
die Reue zu ſpät kommt.

Vierzehntes Capitel.

Während Eleonore bei ihrem wahnsinnigen Gatten mit mancherlei Wiederwärtigkeiten zu kämpfen hatte, während sie erfahren mußte, daß er die junge Gräfin von Westerwald nur blos darum ihrem Oheim entrissen hatte, um sie, wenn sie zur Jungfrau herangereift, seinen wollüstigen Begierden aufzuopfern, was Mechthildis, ihre frühere Zofe, aber klüglich zu vereiteln gewußt, mußte sie auch erfahren, daß das schöne blühende Mädchen in ihrem vierzehnten Jahre schon eine Wahl nach ihrem

Herzen getroffen hatte. Die frühern ungetreuen Nachbarn des Grafen von Westerwald, namentlich Conrad von der Walk und Kunz von Steinthal, hatten jeder einen Sohn, und in demſelben einen künftigen Erben ihrer Güter. Beide Jünglinge hatten an Kaiſer Friedrichs Hofe gedient, und daſelbſt eine feine Ausbildung erhalten, wurden aber, als Kunz von Steinthal mit Tode abging, auf ihre Güter zurückberufen. Da Walter von Unna ſeit jener hinterliſtigen Fehde mit den Vätern in ſtetem Verkehr geſtanden, ſo lernten ihn auch die Söhne kennen, und waren oft zu einem Zechgelage auf ſeiner Burg. Hier konnte es nicht fehlen, daß beide Jünglinge die aufblühende Schönheit der jungen Gräfin von Weſterwald, deren Güter ſie unrechtmäßiger Weiſe beſaßen, kennen und bewundern lernten. Jeder von beiden geſtand ſich im Stillen, daß Eliſa-

beth nach einigen Jahren die erste Schönheit im Lande seyn müsse, aber jeder fühlte auch, daß sie arm war, und daß sie es durch die Habsucht ihrer Väter geworden war. So fühlte auch jeder, daß, wenn der Ruf ihrer Schönheit erst bekannter werde, sich leicht ein tapferer Mann finden würde, der sie zu seiner ehelichen Hausfrau begehren und dann mit dem Schwerte in der Hand von ihnen ihr rechtmäßiges Eigenthum zurückfordern werde. Dieser Umstand, mehr aber die aufrichtigste herzlichste Liebe bestimmte den jungen Kuno von der Wart sich dem schönen Mädchen zu nähern und sich um ihre Gegenliebe zu bewerben. In einem Verhältniß wie das war, worin die junge Gräfin auf Walters Burg lebte, wo sie jeden Tag, so lange Walter bei vollem Verstande war, einen gewaltsamen Ueberfall, der ihrer Tugend, ihrer Unschuld hätte gefährlich wer-

den können, befürchten mußte, war es leicht, des jungen Mädchens Herz zu erobern, und sie für sich zu gewinnen, denn auf jedem Fall wurde ihr Geliebter dann auch ihr Beschützer, und Walter durfte dann nicht mehr so eigenmächtig handeln.

Eine Zeitlang bestand dies Verhältniß so angenehm als möglich, die Liebenden sahen und sprachen sich unter vier Augen, betheuerten einander ihre Liebe, und waren glücklich; doch kaum bemerkte Walter, was in seiner Burg vorging, kaum bemerkte er, daß die jungen Ritter seiner spotteten, als er auch eben so schnell die Freundschaft mit ihnen abbrach, und sie in bittern Haß verwandelte.

Von dieser Stunde an wäre Elisabeths Untergang unvermeidlich gewesen, wenn die Vorsicht nicht Mittel gewußt hätte, sie zu retten. Bald nach diesem Freundschaftsbruche war es, wo auf seiner

eigentlichen Burg jenes Feuer ausbrach; wobei seine erste Gattin den Tod fand und Eleonore seine Zweite die Freiheit erhielt. Diese Ereignisse wirkten so stark auf sein Gemüth, rüttelten sein böses Gewissen so aus dem Sündenschlafe, daß er bald darüber den Verstand verlor. Doch noch mehr hatte dieser Treuebruch bewirkt, denn die Ritter von der Wart und Steinthal hatten von der Stunde an geschworen, die junge Gräfin aus seinen Adlerkrallen zu retten, und sollten sie ihn selbst darüber vernichten. Das Schicksal, das stets gerecht ist, kam ihnen durch die Ankunft des jungen Grafen von Malli darin zu Hülfe, und als sie aus dessen Munde all die entsetzlichen Thaten des Ritter von Unna erfuhren, nahmen sie weiter keinen Anstand auf seine Seite zu treten und Walters Untergang zu beschließen.

Alles dieses erfuhr Eleonore nicht ohne Zittern und Zagen, und unter allen Erfahrungen war die wohl die Gräßlichste, daß der junge Graf sie für diejenige hielt, die seine Mutter aus ihren Rechten verdrängt und in den Kerker geworfen hatte. So drückend ein solches Gefühl, eine solche widerrechtliche Anschuldigung für eine so edle Seele auch seyn mußte, so gab es hier doch nur einen Weg, und der führte in das Lager des jungen Grafen. Lange wurde dieses Mittel von den drei Frauen überlegt und besprochen, allein das Resultat war: daß Eleonore je eher je lieber sich in das Lager des Grafen verfügen müsse, um ihm von dem ganzen Hergange der Sache zu unterrichten; denn gar zu laut hatte dieser sich schon ausgesprochen, daß er an der Buhlerin des Ritter von Unna auch Rache nehmen müsse.

Gräfin von Westerwald, das war einmal ausgesprochen, verließ ihre Leidensgefährtin nicht wieder, und sie wanderten beide, von der jungen Elisabeth, einigen Frauen und mehrern Knappen begleitet, am Morgen des dritten Tages hinaus ins Lager.

Ein saurer Gang, ein herbes Geschäft, wenn die Unschuld sich selber vertheidigen soll. Kalt und herzlos wurden die beiden Frauen von dem Grafen empfangen, nur der jungen Elisabeth bezeugte er seine schuldige Achtung, und eben so kalt wurde auch ihr Vortrag von ihm angehört, denn es wollte ihm nicht einleuchten, daß Walter von Unna gegen seine Mutter so gehandelt haben würde, wenn das Fräulein von Hohenbüchen nicht den größten Theil dazu beigetragen hätte. Doch wurde ihr Aufenthalt in dem Lager nach einigen Stunden erträglicher, und dies hatten sie einzig und

allein der jungen Elisabeth zu verdanken. Um diese war der Graf beständig herum, unterhielt sich ausschließlich nur mit ihr, und erwies ihr alle nur mögliche Ehre, und diese war klug genug, das gut angeknüpfte Verhältniß zum Vortheil ihrer Mutter und Eleonorens anzuwenden. Doch es nutzte wenig, denn sobald sie das Gespräch auf diesen Gegenstand richtete, zog sich des Grafen Stirn in düstre Falten, und er sagte zuletzt darauf, und zwar sehr bestimmt: daß er von seinem einmal gefaßten Vorsatze nicht ablassen könne, daß Walter von Unna den Tod verdient habe, und daß er ihn wo möglich von seiner Hand erhalten solle.

Einer trüben Zukunft entgegen sehend saß Eleonore an der Seite der Gräfin am Abend desselben Tages unter einer Klagebirke, und berathschlagte sich mit ihr, auf welche Art sie sich auf eine ehrenvolle Wei-

se aus dem schlechten Handel ziehen wollten, denn aus dem ganzen Betragen des Grafen war leicht zu ersehen, daß er keine Neigung hatte wieder nach Italien zurückzukehren, sondern sich hier auf der Burg seines Stiefvaters, sobald dieser aus dem Wege geräumt, heimisch nieder zu lassen, und daß für sie dann hier auf keine Freistätte mehr zu hoffen sey. Da der Kaiser damals eure Bitten nicht gehört hat, sagte Eleonore, so wird er auch diesmal die Meinigen nicht hören, und der junge Graf wird hier ungestört in dem Besitz meines rechtmäßigen Eigenthums bleiben. Lebte nur die fromme Aebtissin Kunigunde, meine frühere Beschützerin, noch, ich würde Walter von Unna seinem Geschick überlassen, und kein Wort mehr darum verlieren; aber jeder Weg ist mir verriegelt, wohin ich mich neige, blühet mir neues Unglück.

Verzage nicht, edle Seele, tröstete die Gräfin; daß Gott noch lebt, und unser Gebet erhört, davon haben wir ja Beweise, ihm ists ein Leichtes, uns auch aus dieser Noth zu erretten, und unsere Leiden in Freuden zu verwandeln.

Indem sie so mit einander redeten kam der junge Graf Malli mit Elisabeth und seiner Schwester Ursula, Erstere ging zu seiner Rechten, Letztere zu seiner Linken, um in dem nächsten Gehölz zu lustwandeln. Mallis Schwester, Ursula, konnte der jungen Elisabeth an Schönheit und Anmuth ziemlich gleich gestellt werden, nur daß Ursulas Wangen bleicher, und um ihren Mund ein Zug von Stolz lag, der beinahe an Verachtung der ganzen lebenden Menschheit gränzte. Eleonore, die von der schönen Ursula schon gehört, sie aber noch nicht gesehen hatte, bemerkte diesen auffallenden Zug auf den ersten Blick, und

machte die Gräfin darauf aufmerksam, doch deren Auge war unverwandt auf ihre Tochter gerichtet, die sich so vertraulich an des Grafen Arm gehängt, als hätten sie sich von Kindheit auf gekannt, zürnend wandte sie ihren Blick dann weg und schwieg. Armes Kind, sagte sie dann nach einer Weile, hätte dein Schöpfer dir weniger Schönheit gegeben, und dir lieber deine Mutter gelassen, damit sie dich erziehen könnte, dir wäre besser.

Zürne ihr dieserhalb nicht, liebe Bertha, entgegnete Eleonore, sie weiß ja das Recht vom Unrechte noch nicht zu unterscheiden.

Nein, ich zürne ihr auch nicht, antwortete die Gräfin, aber ich fühle diesen Mangel tief in meiner Seele.

Die Lustwandelnden waren während dieses Gesprächs vorübergegangen, ohne die beiden Frauen unter der Vielen gesehen zu

haben, doch kaum hatten ſie ſich hundert Schritte entfernt, als die Ritter von der Wart und Steinthal ihnen entgegen kamen. Der junge Graf hatte eben ſeinen Arm um Eliſabeths Nacken geſchlungen und war im Begriff ihren Roſenlippen einen Kuß zu rauben, als Conrad von der Wart ihm ein ſehr ernſtliches Halt entgegen rief. Eliſabeth, die kaum ihres Geliebten Stimme vernahm, wand ſich raſch aus ſeinen Armen und eilte dieſem entgegen. Der junge Graf, der hier ganz allein gebietender Herr zu ſeyn glaubte, fand es ſehr auffallend, daß ſeine Gefangene, wie er ſich ausdrückte, ihm ohne ſeine beſondere Erlaubniß verlaſſen und einem Andern in die Arme eilen könne. Der ſtolze übermüthige Graf, der nicht geahnet, daß Eliſabeth klüger als er, nur darum ſeine Zudringlichkeit geduldet, um dem Schickſale, das mehreren Menſchen bevorſtand, eine an-

dere Wendung zu geben, wurde ſogar hierüber wüthend, und verlangte, daß Eliſabeth ſogleich zu ihm zurückkehren ſollte, um von dem nächſten Knappen ins Gezelt geführt zu werden. Seine Verbündeten von der Wart und von Steinthal hielten ſeine wunderbaren Gebehrden anfänglich für einen Scherz, als ſich von der Wart aber von der Wahrheit ſeiner Geſinnungen überzeugte, auch von Eliſabeth in aller Kürze den Zuſammenhang ihres Hierſeyns erfahren hatte, erklärte er dieſelbe für ſeine Verlobte, und glaubte nun nichts weniger als dem ganzen Spaße hiermit ein Ende gemacht zu haben. Doch weit gefehlt, Blut ſollte dieſer Auftritt koſten, nach Blut lechzte des Grafen Seele.

Nimmermehr! rief er, ich habe dies Mädchen heute hier kennen gelernt, das Schickſal hat ſie mir zugeführt, ich habe

ihr meine Liebe geſchenkt, und werde ſie zu meiner Gemahlin erheben.

Herr Graf! ſagte Conrad von der Wart, indem er Eliſabeth, die ſich ängſtlich an ſeinen Arm gehängt hatte, von ſich ließ, ich hielt eure Rede anfänglich für einen Scherz, doch ihr beweiſt mir das Gegentheil, worauf ich mich veranlaßt fühle euch zu ſagen; daß ihr in Deutſchland und nicht in Italien ſeyd, und daß ihr euch mit eurer aufbrauſenden Hitze hier lächerlich macht.

Hölle und Teufel! ich mich lächerlich gemacht? das hat noch kein Sterblicher mir zu ſagen gewagt.

Nun, antwortete Conrad ziemlich kalt, ſo bin ich der Erſte, der's euch ſagt, und der auch den Muth beſitzt, es euch zu beweiſen.

Bruder! ſagte die junge Gräfin Urſula, indem ſie einen verächtlichen Blick auf

die Ritter warf, das ist ein rohes Volk hier in diesem Lande, komm, laß verachtend sie stehen, du bist stark, bist mächtig genug, bedarfst ihrer nicht, kannst deinen Plan ohne sie ausführen.

Fräulein! rief Kunz von Steinthal, der des Mädchens Bild tief in seinem Herzen trug, und ernstliche Absichten für sie hegte, Fräulein, was habt ihr da gesagt, ihr habt mit diesen Worten die ganze deutsche Ritterschaft in uns beleidigt, und eine feige Memme müßte der seyn, der solchen Schimpf nicht rächen wollte.

Was die Gräfin, meine Schwester, so eben gesagt, rief fürchterlich erhitzt der junge Graf, das vertheidige ich. Hier ist mein Handschuh! wer den Muth besitzt ihn aufzuheben, dem werde ich morgen mit dem Schwerte beweisen, daß Graf Heinrich von Malli keinen Widerspruch duldet.

Der bin ich, rief Conrad von der Wart und hatte im Augenblick den Handſchuh erfaßt, von mir ſollt ihr erfahren, wie man einen deutſchen Ritter behandeln muß. Morgen, weil es heute ſchon zu dämmern beginnt, ſeht ihr mich hier auf dieſer Stelle, da mag ein Zweikampf entſcheiden, wer in Zukunft hier gebietender Herr iſt: ich, oder ihr.

Mit dieſen Worten wandten ihm die Ritter den Rücken, die arme Eleonore aber und die Gräfin Weſterwald mit ihrer Tochter ſahen einer ſchrecklichen Nacht entgegen. Mit einer ſeltnen Strenge ließ der junge Wüthrich die Damen in ſein Gezelt führen, und gleich ſchweren Verbrechern bewachen. Du o Herr magſt nach deinem weiſen Rathe morgen entſcheiden, ſagte Eleonore, und war dann auf alles gefaßt.

Ende des erſten Theils.

Die Zerstörung der Burg Hohenbüchen.

Ein Gemälde menschlicher Verirrungen aus dem vierzehnten Jahrhundert

von

Aug. Leibrock.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1828.
Bei Christian Ernst Kollmann.

Die Zerstörung
der
Burg Hohenbüchen.

Zweiter Theil.

Erſtes Capitel.

Der Morgen eines verhängnißvollen Tages war in Oſten freundlich heraufgedämmert, und bald verbreitete das herrliche Sonnenlicht ſeine erquickenden Strahlen über die ganze Erde. Hoch in der Luft ſchwebte ſingend die Lerche, und im Walde ertönte der laute Geſang der Amſel und der Droſſel. Im Lager des Grafen war ebenfalls alles munter und beſchäftigt, die Knechte fütterten und putzten die muthigen Roſſe, während ſich der Graf eine glänzende Rüſtung anlegen ließ, und dabei mit vielem

Selbſtvertrauen das blanke Damaſcener-ſchwert beſchauete. Die junge ſtolze Gräfin Urſula, die ebenfalls, mit Sammet, Seide und köſtlichem Geſchmeide angethan daſtand, konnte eine gewiſſe, dem weiblichen Geſchlecht angeborne Schwäche, eine gewiſſe Aengſtlichkeit nicht unterdrücken. Hätteſt du doch, ſagte ſie, ihre ſchöne Geſtalt, und den reichen Anzug vor dem Spiegel prüfend, hätteſt du, lieber Bruder, doch deine Hitze unterdrückt, mir ſcheint dies deutſche Volk ein plumpes, blos auf ſeine körperliche Stärke dumm eingebildetes Volk zu ſein, und wenn du nun vielleicht — ich kenne zwar deine Gewandheit — dennoch der Uebermacht eines Stärkern unterliegen müßteſt, ich würde dann ſehr unglücklich ſeyn.

Thörichter Mädchenglaube! und dennoch haſt du in deinem Irrwahne eine groſſe Wahrheit beurkundet. Was wollen dieſe

plumpen ungeschickten Mißgestalten gegen einen Mann wie ich es bin, wohl ausrichten? Ich werde ihnen der Reihe nach begreiflich machen, wie man einem Grafen aus Welschland begegnen muß, daß der keinen Widerspruch duldet, sondern daß man ihm überall auf halbem Wege entgegen kommen muß.

Darin hast du vollkommen recht, lieber Bruder, antwortete Ursula, wenn aber dennoch das Glück auf ihrer Seite wäre. —

Das darf es nicht, das soll es nicht, rief wüthend der kühne Jüngling, wo Graf Malli gebietet, da darf das Glück auch nur auf seiner Seite seyn.

Ein hell schmetternder Trompetenton verkündigte die Ankunft der Ritter Conrad von der Wart und Kunz von Steinthal. Aengstlich trat die junge Gräfin Ursula an den Eingang des Gezeltes, um einen Zug, der eben so glänzend als zahlreich war,

ankommen zu ſehen. Doch wie erſchrack ſie, als ihr Auge zuerſt den ſtattlichen Ritter Kunz von Steinthal in einer koſtbaren Rüſtung erblickte. Schon oft hatte ſie mit Wohlgefallen den wackern jungen Mann geſehen, und was ihr Herz dabei empfunden, das hatte ſie ſelbſt ihrem Bruder nicht geſtanden; doch dieſer Anblick entſchied für immer für ihn. Ob es indeß das Gefühl reiner herzlicher Zuneigung geweſen? dieſe Frage war in dieſem Augenblicke ſchwer zu beantworten. An Steinthals Seite befanden ſich zwei ſtattliche Damen, die an äuſſerer Pracht und Aufwande der jungen Gräfin Urſula wenig nachgaben. Urſula hatte dieſe Damen bisher noch nicht geſehen, noch nichts von ihnen gehört, natürlich daß in ihrem Herzen die Frage entſtand: wer ſind ſie und was wollen ſie hier? doch wer konnte die Fragen beantworten, die frühern freundſchaftlichen Ver-

hältniſſe mit den Rittern hatten aufgehört, und Haß und Feindſchaft war an ihre Stelle getreten; aber ſo viel war gewiß, Eine von beiden mußte ſeine Geliebte, oder beide ſeine Schweſtern ſeyn.

Auf einem freundlichen Wieſenrunde machten die ankommenden Ritter Halt, die Ritter ſaßen ab, und übergaben ihren Knappen die Roſſe, die Damen aber blieben auf ihren Zeltern ſitzen, um von der Erhöhung den blutigen Kampf mit größerer Bequemlichkeit anſehen zu können. Gleich darauf ſandten ſie einen Herold vor das Gezelt des Grafen, und ließen ihm ſagen, daß ſie da wären um den geſtern angethanen Schimpf heute mit dem Schwerte auszulöſen. Der Graf ließ nicht lange auf ſich warten. In ſeiner glänzenden Rüſtung trat er aus dem Zelte, um ſich nach dem Kampfplatze zu verfügen. Ihm folgten zwei Knappen, wovon der Eine ſein

Schild, der Andere ſein Schwert trug. Seines Sieges nur zu gewiß, hatte der Graf ſeinen drei Gefangenen, wie er ſie nannte, der Gräfin Weſterwald und ihrer Tochter Eliſabeth, und Eleonore der Frau von Unna, erlaubt, dem Kampfe beizuwohnen, und mit ſchwerem Herzen, zweifelhaft, wem ſie das Glück des Sieges im Kampfe wünſchen ſollten, traten ſie mit verweinten Augen hervor. Die Liebe entſchied im Herzen der jungen Gräfin Eliſabeth für Conrad von der Wart, ihre Mutter Bertha hingegen, die in beiden Rittern ihre ehemaligen Feinde ſah, war darin ſehr zweifelhaft, und Eleonore konnte ihnen den Sieg gar nicht wünſchen, denn wenn ſie es mit Walter von Unna, ihrem unwürdigen Gemahl ehrlich gemeint hätten, ſo würden ſie nicht auf den Gedanken gerathen ſeyn, einem Fremden, der ohnehin ſchon an Mannſchaft ſtark genug war, noch bei-

zutraten, sie wollte in diesem Streite einen Fingerzeig des Himmels sehen, wo Gott, wie sie meinte, nach seiner Gerechtigkeit richten würde.

Hier bin ich! rief trotzig der junge Graf, um das euch gestern gegebene Wort zu lösen.

Darin liegt nichts Großes, antwortete Conrad ziemlich kalt, das ist nach Ritterſitte nichts mehr als eure Schuldigkeit.

Wohlan! ich will euch das Größere beweisen. Ihr Edlen, sowohl von meiner als von eurer Seite schließet einen Kreis, und einen Zweiten mögen die Knechte und Reisigen bilden.

Während dieser Vorbereitung schossen die Augen der jungen Gräfin Ursula wie giftige Pfeile von den beiden unbekannten Damen auf den Ritter von Steinthal, und von diesem wieder auf die Damen. Zu-

verläſſig iſt die kleine, dachte ſie, mit den ſchelmiſchen Augen, mit den kaſtanienbraunen Locken und der ſchneeweißen Stirn, die Geliebte des Ritters und die Andere mit dem hochwogenden Buſen, und den rothen Wangen, einer Viehmagd ähnlicher als einer Edeldame, deren Schweſter, denn die Geſichtszüge haben einige Aehnlichkeit. Sie konnte ſogar nicht unterlaſſen, die Reflectionen ihrer Zofe mitzutheilen, welche natürlich ihrer Meinung war, allein aus dem Ganzen leuchtete klar und deutlich Liebe und Eiferſucht hervor.

Der Kreis war geſchloſſen, der Herold ſtieß in die Trompete, und die Ritter ſtellten ſich zum Kampfe. Da trat Kunz von Steinthal hervor, indem er ſagte: Ich, Kunz von Steinthal, wirklicher Ritter des deutſchen Bundes, vom Kaiſer ſelbſt zu dieſer Würde erhoben, gebiete unpartheiiſch dem Ritter Conrad von der Wart, mir

an Rang und Stand gleich, daß er als der Beleidigte, in diesem Zweikampfe den Ausschlag zu thun hat. Beiden aber gebiete ich, in dem Kampfe nach Recht und Sitte zu verfahren, nicht über die abgemessenen Schranken zu treten, und weder Falschheit noch heimliche Tücke sich zu erlauben.

Dessen wird es nicht bedürfen, sagte der Graf rasch, dem diese Vorrede schon zu lange gedauert hatte.

Hierauf zog Conrad sein Schwert, und der Kampf begann. Mit einer bewundernswürdigen Gewandheit parierte der junge Graf die kräftigen Hiebe des Ritters eine lange Zeit aus, bis endlich einer derselben seinem Helme eine tüchtige Beule versetzte, dessen Dröhnung vom Scheitel bis in die Zehen drang. Hiernach wurde er hitziger und seine Hiebe fielen rascher auf einander; doch nicht lange, so zersprang

seine schöne Damaszenerklinge in zwei Stükke, und der Kampf war für einige Augenblicke beendigt.

Wollt ihr diesen Zufall, sagte von der Wart, als einen Fingerzeug des Himmels nehmen, und euch für überwunden erklären, oder soll der Kampf aufs neue beginnen?

Nimmermehr! rief der Graf, diesen Schimpf würde ich nicht überleben; man bringe mir ein anderes Schwert, und der Kampf beginne aufs neue.

Nach kurzem Verzug brachte der Knappe ein anderes Schwert, und aufs neue fielen furchtbare Hiebe. Es war seltsam, bei der ruhigen Besonnenheit, mit der Conrad von der Wart focht, konnten sämmtliche Zuschauer nicht anders, als ihm den Sieg zutrauen, aber das unergründliche Schicksal hatte es dennoch anders beschlossen, es wollte sich in dem jungen Graf

eine neue Geißel der leidenden Menschheit aufsparen, das ehemalige Schloß des Grafen von Hohenbüchen, sollte nach ihm nur von Wüthrichen bewohnt und beherrscht werden, und darum mußte Conrad, eben so groß an Edelmuth als an Tapferkeit, eine Blöße geben, die ihm den Sieg streitig machte. Ein unglücklicher Hieb, den er nicht schnell genug ausparirte, lähmte die Kraft seines Armes, und er mußte sich für besiegt erklären.

Welch ein Schmerz für Elisabeth, sie sank bewußtlos in die Arme ihrer Mutter; doch welch ein hämischer triumphirender Jubel von Seiten des Grafen, der in seinem Uebermuth nicht allein den Einen, sondern die ganze deutsche Ritterschaft besiegt zu haben glaubte.

Graf! ihr seyd von Sinnen, wenn ihr das glaubt, rief Kunz von Steinthal, diesen Sieg dürft ihr blos dem Zufall zu-

ſchreiben, nicht eurem Muthe, nicht eurer vorzüglichen Geſchicklichkeit.

Wie? dem Zufall rief ſpöttiſch lachend der Graf, dem will ich nichts verdanken, wenn ihr das glaubt und Muth habt, ſo tretet näher, damit ich auch euch beweiſe, wie ein welſcher Ritter mit dem deutſchen ſpielt.

Daß dieſer übermüthige Spott keiner zweiten Aufforderung bedurfte, läßt ſich leicht denken, im Nu hatte Kunz ſein Schwert aus der Scheide, um dieſe Beleidigung mit dem Blute des Grafen abzuwaſchen; aber das Schickſal war ihm noch ungünſtiger als ſeinem Vorgänger. Nicht Mangel an Muth, nicht Mangel an Geſchicklichkeit war es, was ihn hinderte, die Ehre der ganzen deutſchen Ritterſchaft zu retten, nein das verhängnißvolle Schickſal war es, das ihn in dieſem entſcheidenden Augenblick untergehen ließ,

und ihm die Freiheit, und beinahe das Leben kostete.

Mit welchem Triumph der Graf jetzt die Schranken verließ, mit welchem unbeschreiblichen Uebermuth er jetzt der deutschen Ritter spottete, ist fast unglaublich, aber sein schlechtes Herz, sein stolzer unbiegsamer Sinn wird hierdurch auch genugsam beurkundet; doch ist dies nur der Anfang seiner rühmlichen Thaten, wir werden leider noch oft Gelegenheit haben, ihm auf seinen verabscheuungswürdigen Wegen zu begegnen.

Conrad von der Wart war, wie schon erwähnt, nur am Arm gelähmt, jedoch hatte er seinem Gegner den Sieg eingeräumt, und durfte also jetzt nur bitten, wo er im entgegengesetzten Falle hätte trotzig fordern können. Dem edlen Manne, dessen ganzer Stolz nun mit einem Male so gedehmüthigt war, daß er alles Vertrauen

zu sich selber verloren hatte, lag jetzt nichts näher am Herzen, als seine geliebte Elisabeth. Sie zu besitzen, mit ihr im Schooße der Heimath glücklich zu seyn, und in ihrer Gesellschaft die geräuschvollen Freuden des Lebens zu vergessen, war von dieser Stunde an sein einziges Trachten; doch wie er zu ihrem Besitz gelangen wollte, jetzt da der Graf sie mit seinem Schwerte erkauft hatte, das war ihm tief verborgen. Mit niedergesenktem Haupte stand er da, wagte es vor Scham kaum einen seiner Knappen, die vor Zorn glühend dastanden, ins Angesicht zu schauen; doch da kam ihm List und Liebe auf halbem Wege entgegen.

Ihr schreckliches Schicksal vor Augen sehend war der schönen Gräfin Elisabeth, wenn sie nicht ewig an einen stolzen unerträglichen Mann gefesselt seyn wollte, nur ein Weg offen, und ihn zu gehen trug sie kein Bedenken. Heftig weinend warf sie

sich ihrer Mutter zu Füßen, und bat sie, sie in die Schranken zu begleiten. Bertha konnte den Zweck, den ihre Tochter dabei hatte nicht begreifen, doch bald überzeugte sie sich davon.

Ihr habt, sagte sie, sich vor dem jungen Graf verneigend, euren Ruhm auf Deutschlands Grund und Boden sehr gut begründet, ihr habt zwei tapfere Männer, meinen Gemahl und diesen edlen Ritter besiegt, wenn das Glück euch überall so günstig ist, so wird ganz Deutschland bald Ursach haben vor euch zu zittern.

Eurem Gemahl? fragte der Graf befremdet, das war mir unbewußt. So bin ich also hintergangen?

Elisabeth wollte ihm hierauf antworten, allein eine dunkle Röthe überzog des Grafen Wangen, die seine Liebe und seinen Haß für das schöne Mädchen bewiesen, und ohne sie weiter anzuhören, sagte er:

ſpart eure Worte, meine Leidenſchaft für euch, war das Spiel einer Laune, geht und ſeyd glücklich. — Tauſendmal war ihm ſpäter, als er den Betrug erfuhr, ſeine Uebereilung gereuet, aber eben ſo unangenehm war es dem Ritter Conrad von der Wart, ſein längſt gewünſchtes Glück auf dieſem Wege empfangen zu müſſen. Hier war es, wo die Gräfin Weſterwald ihrer Tochter folgend ſich wieder auf einige Zeit von ihrer Freundin Eleonore trennte, weil dieſe ſich nicht dazu verſtehen konnte, ihren Gemahl, ohne etwas für ihn zu thun, in die Hände dieſes Wüthrichs zu liefern. Schmerzlich war der Abſchied dieſer beiden Leidensgefährtinnen, indem der unglücklichen Eleonore höchſt wahrſcheinlich noch gräßliche Scenen bevorſtanden.

Zweites Capitel.

Beim Scheiden vom Schloſſe und von ihrem Gemahle hatte Frau Eleonore die Aufſicht über denſelben dem Burgpfaffen Zachäus ganz beſonders übertragen; allein dieſer hatte, vielleicht aus guten Abſichten, ſein Amt ſchlecht verwaltet. Alles, was im Lager des jungen Grafen geſprochen und ſonſt vorgefallen war, hatte Walter, und zwar noch mit allerlei ſchlimmen Zuſätzen erfahren, und um einem unnatürlichen Stiefſohne nicht in die Hände zu fallen, um ſeinen eignen Leuten und der üb-

rigen Welt nicht zum Spotte zu werden, hatte er in einem lichten Augenblick in jenem Kellergewölbe, wo die Leichen seiner Erschlagenen der Verwesung übergeben waren, seinem ruchlosen Leben selber ein Ende gemacht. Noch an demselben Tage kam diese traurige Nachricht zu Eleonorens, aber auch zu des Grafen Ohren. Eleonore empfand keinen Schmerz über seinen Tod, nur die Art desselben war ihrem fein fühlenden Herzen höchst unangenehm, und wenn sie dennoch bedachte, daß einen Tag später vielleicht noch empörendere Auftritte seiner geharret, so war es ihr sogar lieb, und sie hatte jetzt nichts mehr zu bereuen, als daß sie ihrer Freundin, der Gräfin von Westerwald nicht gefolgt war. Ganz anders empfand der junge Graf Malli den Tod seines Stiefvaters. Eine fürchterliche Wuth bemächtigte sich seiner bei der Nachricht, er fluchte und tobte gleich einem

Wahnſinnigen, ſchwur einmal über das andere, lieber ſein halbes Vermögen haben verlieren wollen, als den Triumph, dieſen Elenden ſeiner unerſättlichen Rache nicht geopfert zu haben.

Was Eleonorens edles Herz dabei empfand, läßt ſich nicht mit Worten ſagen, denn ſie lernte den jungen Graf nur gar zu ſchnell kennen, merkte bald nur gar zu deutlich, daß es nicht kindliche Liebe, ſondern nur Mord- und Racheluſt war, die ihn antrieb, den Tod ſeiner Mutter zu rächen. O wär ich in jener Nacht in den Flammen umgekommen, dachte ſie, mir wäre viel beſſer, denn was werde ich nun vielleicht noch erleben müſſen, nach allem Anſchein kann mir unmöglich eine freudige Zukunft lächeln.

Da dem Grafen nun gar keine Hinderniſſe mehr im Wege ſtanden, da er vielleicht ohne einen Schwertſtreich zu thun

in Walters Burg einziehen konnte, so wurde auch der kommende Tag schon dazu bestimmt. Gegen Abend ließ sich der Burgpfaffe Zachäus bei dem Grafen melden, und wünschte eine geheime Unterredung mit ihm zu haben. Der Graf war ein geschworner Feind der Geistlichkeit, weshalb es dem heimtükischen Bösewicht, dessen Charakter dem Leser schon bekannt, sehr schwer wurde, Zutritt und eine geheime Unterredung bei ihm zu erlangen. Doch kaum war es ihm gelungen, kaum hatte er sich eine halbe Stunde mit einem Manne, der ihm an Charakter völlig gleich war, unterhalten, als der Graf schon Wein herbeiholen ließ, und mit dem Diener des Herrn, oder besser gesagt, des Satans recht vertraulich trank und redete.

Gleiches mit Gleichem gesellet sich gern, das ist ein altes bewährtes Sprüchwort. Der feine, stets lächelnde Zachäus

hatte sich in seiner Meinung von dem Grafen nicht geirret, er hatte in ihm für Walter von Unna hinreichenden Ersatz gefunden und sich in der ersten Stunde gleich so warm gebettet, daß ihm für den Augenblick nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Mit der eintretenden Abenddämmerung ging er gemächlichen Schrittes wieder in die Burg, und traf — wahrscheinlich Vorkehrungen zum Empfange seines künftigen Gebieters.

In einer besondern Abtheilung des ziemlich geräumigen Gezeltes des Grafen lag auf einem harten unbequemen Lager der wackere Kunz von Steinthal, schmerzlich an einer Halswunde leidend. Um ihn saßen jene zwei Damen, welche in seiner Gesellschaft mitgekommen, und nichts weiter als seine leiblichen Schwestern waren. Agathe die ältere, ein Fräulein, die schon das acht und zwanzigste Jahr erreicht, und

auf die Freuden des ehelichen Lebens Verzicht geleiſtet hatte, war nicht ſchön, aber mit ihrem vortrefflichen Herzen war ſie einem Engel zu vergleichen. Dabei beſaß ſie viele liebenswürdige Eigenſchaften und beſondere Geiſtes-Vorzüge, war des Schreibens und des Leſens kundig, indem ſie ſeit ihrer Kindheit der Liebling der ehrwürdigen Aebtiſſin des nahen Marienkloſters geweſen war, und dieſer dieſe ſchönen Kenntniſſe verdankte. Dieſe Eigenſchaften nebſt der ſchönen Fülle ihres geſunden Körpers, machten ſie dennoch ſehr anziehend, ja ſogar reizend. Steinthals jüngere Schweſter Kunigunde, war eine reizende Brünette, die eben ihr neunzehntes Jahr angetreten hatte. Ihr auſſerordentlicher ſchöner Wuchs, und der ganz eigne Geſchmack ihres Anzuges, zeichneten das Fräulein von Steinthal vor Tauſenden ihres Geſchlechts aus, weshalb ſie auch ſeit einem Jahre auf allen

Gelegen die Königin des Festes war. Dazu besaß sie einen sehr heitern lebhaften Geist, und eine rege Phantasie. Wurde einem Ritter in ihren Jahren das Glück zu Theil, sich einmal ein Viertelstündchen mit ihr zu unterhalten und ihr in das brennende Auge zu sehen, so war es wenigstens ein Vierteljahr um seine Ruhe geschehen. Daheim hatte Kunz von Steinthal noch eine Mutter, eine alte ehrwürdige Matrone, und einen Bruder, der erst sechszehn Jahre zählte.

Der junge Graf, dem nun die schöne Elisabeth aus dem Garne gegangen war, machte sogleich seine Pläne, wie er sich durch die nicht minder schöne Kunigunde von Steinthal entschädigen wollte. Er bedauerte daher scheinbar recht herzlich den Ritter verwundet zu haben, und versprach dagegen in Zukunft alles wieder zu vergüten, allein im Herzen dachte er ganz an-

ders; denn es war ihm für den Augenblick nur darum zu thun, mit dem Ritter, der in einem ſtarken Wundfieber lag und nach ſeiner Burg, ohne Gefahr für ſein Leben nicht transportirt werden konnte, auch die beiden Fräulein in Walters Burg zu locken; das Weitere, meinte er, würde ſich dann finden. Die Liſt gelang auch, und obgleich die beiden Fräulein von Steinthal den Graf mit all ſeinen Schmeicheleien wie ihren Todfeind haßten, ſo waren ſie doch ſchon gezwungen, um dem erkrankten Bruder beizuſtehen, ihm dahin zu folgen. Am nächſten Morgen hielt der Graf mit ſeinem ganzen Gefolge ſeinen Einzug in des dahin geſchiedenen Walters Burg.

Bis hieher war nun alles gut gegangen, als er aber die ganze Mannſchaft, die ſich in der Burg vorfand, bis auf wenige verabſchiedet und entlaſſen, und die Seinigen, die ihm mit Blut und Leben ergeben

waren, eingeschaltet hatte, da zeigte er sich in seinem wahren Lichte. Nach einigen Stunden war er durch den Pfaffen auf der ganzen Burg schon so bekannt, wußte schon alle geheime Verstecke so genau, als ob er von seiner Kindheit an hier gehaust hätte. Dem Ritter von Steinthal und seinen Schwestern wurden zwei an einander stoßende Zimmer eingeräumt, von welchem das Eine, in welchem die Fräuleins bis zu der Genesung ihres Bruders wohnen sollten, einen geheimen versteckten Eingang hatte, der bisher nur dem Pfaffen, und nun auch dem Grafen bekannt war. Eine kleine sehr genau einpassende Tapetenthür führte aus diesem eine lange schmale Treppe hinab, in den schon früher erwähnten unterirdischen Gang.

Es ist seltsam, ja fast unbegreiflich, wie die Vorsicht, die doch überall der Unschuld Schutz und Schirm ist, sie dennoch

auf die gefahrvollsten Wege leitet, und dem Schurken, dem Böſewicht, die vortrefflichſten Mittel zu Erreichung ſeines Zweckes in die Hände ſpielt. Aber laſſen wir uns darum nicht irre machen, die Schrift lehrt uns: daß der Herr die, die er lieb hat, prüft und züchtigt; und wodurch hätten wir auch wohl einen ſichern Beweis für die ächte wahre Tugend, wenn ſie nicht durch ſchwere Proben geprüft und geläutert würde?

Der Graf, der bei allem was er bisher gethan, nur ſchlechte Abſichten zum Grunde gehabt, hatte auch, indem er dem Ritter und ſeinen Schweſtern dieſe verdächtigen Zimmer hatte einräumen laſſen, ſeine Urſachen dabei, und, wie das immer ſo kommen muß, der Zufall war ihm zur Erreichung ſeines Zwecks ſehr günſtig.

Steinthals Lage wurde mit jedem Tage bedenklicher, und obgleich ſeine älter-

Schweſter, Agathe, mit dem Burgpfaffen, der ſowohl wie Erſtere in der Heilkunde ſehr erfahren war, ſich alle nur erdenkliche Mühe gab, ſo wurde die Wunde doch zuſehends ſchlimmer. Dabei litt der Ritter ſo entſetzliche Schmerzen, daß er oft Stunden lang ohne Beſinnung war, und in ein lautes Gewimmer ausbrach. Nachdem der Bedauernswürdige in dieſem Zuſtande ſchon über acht Tage zugebracht, in welchem ſelbſt die junge Gräfin Urſula nicht ohne Theilnahme geweſen war, dabei aber immer dem Willen ihres Bruders mehr als den Gefühlen ihres Herzens gefolgt, war das Fräulein Kunigunde in einer ſternenhellen Nacht, von langem Wachen ermüdet, aufs Lager geſunken, und während ihre Schweſter Agathe am Krankenbette ſaß, ſanft eingeſchlummert.

Wohl eine Stunde ſchon mochte das unſchuldige Herz auf weichem Lager ruhig

geschlummert haben, als sich leise die verborgene Tapetenthür öffnete und zwei Vermummte hereintraten. Sie waren in Mönchskutten gehüllt, das Gesicht mit einer schwarzen Schminke überzogen, ein dritter mit einer brennenden Fakkel blieb draußen am Eingange stehen. Mit wollustgierigen Blicken betrachtete Einer der Vermummten — wer vermuthet wohl nicht in diesem Einen den jungen Graf Malli — die schlafende Unschuld, auf deren Wangen die schönsten Rosen des Frühlings blüheten.

O Gott! wie kannst du es zulassen, daß dies schöne Herz, das so ruhig unter seiner leichten Hülle schlägt, ein Raub dieses wollustgierigen Welschländers werde, oder hast du auch hierbei deine weisen unbegreiflichen Absichten? so belehre uns.

Wenn die Sünde in finsterer Nacht auf ihren Raub ausgeht, dann sind die

Minuten gewöhnlich kostbar; auch dem Grafen waren sie es. Rasch zur Sache, flisterte er seinem Begleiter zu, der Augenblick ist so günstig als er nur seyn kann, und mit starkem Arm faßte er die nur leicht bekleidete Jungfrau, während Zachäus, sein Gehülfe, sich zu ihrem Kopfe geschlichen hatte, um im Fall der Noth ihr den Mund zu verbinden, mit einem Tuche bereit stand.

Der Schurkenstreich gelang besser als man vermuthet hatte, denn das Fraulein erwachte erst, als sie schon jenseit der Tapetenthür in einem andern Gemache war. Ein lauter Schrei, den sie bei ihrem Erwachen ausstieß, konnte nicht gehört werden, und ihre Kräfte sich loszuwinden, waren nicht hinreichend, sie mußte sich also trotz allen Sträubens dennoch in ihr Geschick fügen. Nach einer Wanderschaft von einer Viertelstunde in dem unterirdischen

Gange, in welchem kein Ton wegen der schweren Luft widerhallte, wurde der Unschuldigen ein Gewölbe von mäßiger Größe, in welchem sich verschiedene Bequemlichkeiten, ein Bett, ein Tisch, einige Stühle und sonstiges Geräth befanden, einstweilen zur Wohnung angewiesen. Das Jammergeschrei, welches das unschuldige Geschöpf beim Anblick dieses Gefängnisses erhob, hätte einen Stein in der Erde erbarmen können, nur den jungen Bösewicht, den Grafen von Malli nicht. Ohne auf ihr Bitten, Flehen und Jammern auch nur ein Wort zu antworten, wurde sie hineingestossen, und die Thür dann verschlossen und verriegelt.

Sorglos pflegte Fräulein Agathe den leidenden Bruder, und gönnte der jüngern Schwester gern die nöthige Ruhe, weshalb sie erst am nächsten Morgen den Verlust derselben gewahr wurde. Das Fräu-

lein von Steinthal, hieß es, als sie sich ernstlich nach ihr erkundigte, habe mit Anbruch des Tages, von einem Knechte begleitet, die Burg verlassen, um der in Ungewißheit schwebenden Mutter, sichere Nachricht von dem Bruder zu bringen. Obgleich Agathe einigen Zweifel in diese Nachricht von ihrer Schwester setzte, so klang sie doch aus des Grafen Munde gar zu artig, und fand sie es in ihrer Antwort nur sonderbar, daß Kunigunde so eigenmächtig gehandelt habe. Nach Verlauf einiger Stunden nahm sie sogar Gelegenheit, sich bei den Dienstleuten ihres Bruders, deren noch einige in der Burg waren, Erkundigungen einzuziehen, wo es sich denn fand, daß der Graf selber einen derselben hatte rufen lassen, um das Fräulein in ihre Heimath zu begleiten. Für den Augenblick war also jeder Zweifel gehoben, denn einer solchen schwarzen verrä-

theriſchen That konnte die argloſe Agathe in ihrem Herzen keinen Raum geben.

Die junge Gräfin Urſula, die ihren Bruder nur zu gut kannte, und wirklich eine ſchlimme Ahnung hatte, es aber nicht wagte, weil ſie zu ſehr von ihm abhängig war, ihm darüber zur Rede zu ſtellen und dadurch in ſein Geheimniß einzudringen, verdoppelte von der Stunde an ihre Liebkoſungen gegen den kranken Ritter und ſeine Schweſter.

Wenn Perſonen von etwas höherm Range ſich herablaſſen, ſo gewinnen ſie in der Regel dabei, und da Steinthals Herz ohnehin der ſchönen Urſula zugethan war, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie bald ſein ganzes Zutrauen gewann. Mit der Geneſung des Ritters ging es nun ſchneller, ſeine Wunde heilte, und Lebensluſt und Frohſinn kehrten wieder in ſein Herz zurück, wobei nicht zu läugnen war, daß

Ursula einen guten Theil dazu beitrug, und als er endlich gänzlich genesen war, da blieb ihm kein Wunsch mehr übrig: als das liebenswürdige Mädchen sein nennen zu können. Schon war der morgende Tag bestimmt, die Burg, die Graf Mälli jetzt sein nannte, zu verlassen, und die alte Mutter daheim wieder zu erfreuen, als der Graf dem Ritter zu Ehren ein Fest veranstaltete, wobei er den Ritter um Verzeihung des ihm zugefügten Leides bat. Um der schönen Ursula willen, die ihm mit jeder Minute reizender und liebenswürdiger vorkam, verzieh Steinthal gern alles, und als endlich der Wein aller Herzen zur Fröhlichkeit gestimmt, der Geist sich ungebundener, fesselfreier fühlte, da wagte ers sogar, den Grafen um die Hand seiner Schwester zu bitten.

Der Graf fand dies Begehren ganz in der Ordnung, noch dazu, da er schon

ſeit mehrern Tagen ein geheimes Verlangen, wie er ſich ausdrückte, zwiſchen beiden wollte bemerkt haben, nur bemerkte er noch, hinge das nicht ſo ganz allein von ihm ab, und ſo gern er auch für die Zukunft eine gute getreue Nachbarſchaft wünſche, ſo hätten ſie doch in Welſchland noch Anverwandte, und müſſe er erſt einen Boten dahin ſenden, um auch deren Zuſtimmung, woran er gar nicht zweifle, einholen zu laſſen.

Dieſe Antwort fand Ritter Kunz billig, und verſprach, ſich bis dahin in Geduld zu fügen. Als ſie ſich am folgenden Morgen zur Abreiſe anſchickten, fragte er nach Eleonore, Frau von Unna, um auch von ihr, obgleich ſie ſich auch nicht einmal an ſeinem Krankenlager habe ſehen laſſen, Abſchied zu nehmen. Er erhielt aber zur Antwort: daß dieſe gleich an dem auf ſeinem Einzuge in dieſe Burg folgenden Ta-

ge ihrer Freundin, der Gräfin Westerwald und dem Ritter Conrad von der Wart gefolgt sey. Auch mit dieser ganz wahrscheinlichen Antwort zufrieden zogen sie fort, waren aber am Abend bei der Heimkehr nicht wenig erstaunt, als sie die alte tief bekümmerte Mutter mit dem jüngern Bruder allein fanden, und auf Befragen von der Schwester Kunigunde und dem Knechte keine Spur vorhanden war. Welch ein neuer Jammer hier entstand, mag sich der Leser, bis wir weitern Bericht von der Verlornen abstatten können, denken.

Drittes Capitel.

So sehr Conrad von der Wart über den Besitz seiner geliebten Elisabeth auch erfreut war, so war ihm doch die Art und Weise, wie er dazu gekommen, nicht die angenehmste. Seine ritterliche Ehre war gewissermaßen dadurch, daß Elisabeth sich für seine Gattin ausgegeben, beleidigt; doch war er weit entfernt, dieser auch nur den leisesten Vorwurf darüber zu machen, denn aus der ganzen Handlung leuchtete ja die aufrichtigste Liebe hervor. Aber es war ihm doch nicht möglich, die Freuden

der aufrichtigsten Zärtlichkeit in seiner Heimath, auf seiner väterlichen Burg zu genießen, er fühlte es, daß manche Unannehmlichkeiten in der Folge seine Glückseligkeit stören würden, und dieserhalb wählte er für den Anfang einen andern Lebensweg. In aller Stille feierte er das Fest der Vermählung, nur wenige Freunde waren dabei gegenwärtig, und diese tadelten seine Handlungsweise nicht, indem sie die neuerdings eingetretenen Verhältnisse zwischen dem Grafen von Malli und dem Ritter von Steinthal kannten. Was mein Vater gethan, sagte er zur Gräfin von Westerswald, seiner nunmehrigen Schwiegermutter, daran habe ich keinen Theil gehabt, und mag auch keinen daran haben, auch bin ich überzeugt, daß mein Nachbar und Jugendfreund eben so denkt, allein für den Augenblick wäre die Besitznahme eurer Güter nicht einmal räthlich, drum bleibt mit

eurem Sohne hier, bis die Zeit günſtiger wird. Hierauf machte er ſeine junge Gemahlin und die Gräfin mit ſeinem Plane bekannt. Bis die neueſten Ereigniſſe entweder ein wenig veraltet, oder wohl gar ins Reich der Vergeſſenheit gerathen, bis der Graf Malli, den er Urſache zu haſſen hatte, entweder freiwillig wieder in ſein Vaterland zurückgekehrt, oder gewaltſam dahin vertrieben worden ſey, war es ſein feſter Vorſatz, mit ſeiner Eliſabeth an Kaiſer Friedrichs Hof zu gehen, dieſem ſeine Dienſte gegen die Ungarn anzubieten, und nach Beendigung dieſer Feldzüge dann die Sache der Gräfin Weſterwald aufs Reine zu bringen.

Conrad von der Wart hatte noch einen andern Jugendfreund, den ehrlichen Hugo von Fließingen, der mit ihm erzogen war. Dieſer Redliche beſaß nichts, wodurch er auf irgend eine Weiſe ſich auf

dieſer Erde eines eigenen Heerdes hätte erfreuen dürfen. Die Natur hatte ſehr ſtiefmütterlich an ihm gehandelt, indem ſie ihn als einen Auswurf von Häßlichkeit auch in der drückendſten Armuth hatte geboren werden laſſen. Wer dieſen rieſengroßen Mann mit ſeinen krummen Beinen, mit ſeiner eingefallenen Bruſt, mit den rothen Haaren und dem langen hervorſtehenden Kinn zum erſten Male ſah, und keine Gelegenheit fand, ihn näher kennen zu lernen, der wünſchte ihn niemals wieder zu ſehen; aber ſein Herz war edel und gut, und für ſeinen Freund hätte er in jeder Stunde ſein Leben gelaſſen. Dieſem ehrlichen Hugo übergab er all ſeine Güter, und zog bald darauf mit der ſchönen Eliſabeth gen Augsburg, wo er dem Kaiſer als ein tapferer Kriegsheld ein willkommener Gaſt war.

Daß Hugo von Fließingen, vereint mit der Gräfin von Westerwald, Conrads Güter treu und redlich verwaltete, bedarf keiner weitern Erinnerung; der Segen Gottes wuchs ihnen auf Feld und Wald in reicher Fülle zu, und die Ersparniß, die sie machten, war gar nicht unbedeutend. Dabei nahm sich der ehrliche Hugo des kleinen zwölfjährigen Grafen Otto von Westerwald recht thätig an, er unterrichtete den gänzlich verwilderten Knaben in allem was er konnte und wußte, er lehrte ihn mit Schwert und Lanze umgehen, machte ihn mit der edeln Reitkunst und der Jagd bekannt, und außer diesen Stunden, die der Knabe immer nur als ein Spiel betrachtete, mußte ein ziemlich einfältiger Mönch ihn in der Schreibe- und Lesekunst unterrichten.

Der Gräfin von Westerwald fehlte dem Anschein nach nun wohl nichts mehr,

aber ihrem sanften Herzen fehlte doch noch vieles. So lange Zeit war sie von ihrer Tochter getrennt gewesen, plötzlich wurde sie nun wieder mit dieser vereinigt, aber eben so schnell auch wieder von ihr getrennt; und wenn sie nun diese auch in den Armen der Liebe glücklich wußte, so dachte ihr Herz doch noch immer an den edeln Grafen von Hohenbüchen, der meuchelmörderischer Weise sein Leben sollte verloren haben; vor allem aber lag ihr ihre Leidensgefährtin, die unglückliche Eleonore von Unna am Herzen. Auch nicht ein Wort war ihr seit dem Tage, da sie sie in Graf Mallis Lager verlassen hatte, von ihr wieder zu Ohren gekommen, obgleich sie noch nicht unterlassen hatte, von Zeit zu Zeit heimliche Kundschafter nach ihr auszusenden.

Während hier nun die Erziehung des kleinen Otto auf das ernstlichste betrieben

wird, kehren wir nach Walters Burg zurück.

Es war in einer finstern stürmischen Herbstnacht, als Graf Malli und der Burgpfaffe Zachäus im verschlossenen Zimmer, beim gefüllten Becher saßen und Pläne der Hölle schmiedeten.

Was ich euch sage, Herr Graf, begann der Pfaffe, für die ewige Sicherheit der klugen Eleonore habe ich gesorgt, und stellt euch das noch nicht hinlänglich zufrieden, so dürft ihr mich ja nur einmal begleiten, wenn ich ihr Speise bringe. Ich zeige euch dann einen Weg, der von einer andern Seite in das Gewölbe führt, ihr tretet, während ich am Gitter mit ihr rede, mit einem Dolch bewaffnet hinein, und — nun ihr versteht mich schon.

Ganz recht, antwortete der Graf, allein ich möchte auf diese Art meine Hände nicht gern mit Blut besudeln.

Nun es ist ja auch eigentlich nicht nothwendig, weiß doch niemand in der ganzen Burg ausser mir den Zugang in jenen unterirdischen Gang; nur einige alte abgelebte Knechte vermuthen ihn, aber darin gewesen sind sie nie.

Das ist nicht genug, erwiederte der Graf, die Welt ist heut zu Tage zu schlau, man könnte auf deine mitternächtlichen Gänge achten, man könnte dir nachschleichen, und hätte man nur erst eine Ahnung davon, so wäre das Geheimniß schon so gut als verrathen; aber wie wäre es, wenn du — es bedarf nicht einmal eines Dolches, eine Portion Gift, und sie schläft ein, um nie wieder zu erwachen.

Da habt ihr recht, wollt ihr so gut seyn und es unter den Wein, oder die Suppe mischen, ich trage es dann um die gewöhnliche Stunde vor das Gitter, ihr reicht es dar und die Sache ist abgemacht.

Welche alberne Bedenklichkeiten! als ob es nicht einerlei wäre, ob ich oder ihr —

Erlaubt, gnädiger Herr! das ist nicht einerlei, ich bin ein Diener der christlichen Kirche, mir wird eine solche Sünde viel höher angerechnet als euch. Rathen darf ich euch, als einem hohen gebietenden Herrn wohl; aber selber Hand anlegen, nein, das muthet mir nicht zu.

Nun so bleibt die Sache, wie sie ist, du selber darfst nicht plaudern, dafür bürgt mir dein Kopf; nun aber sage mir: was ist zu thun, um mir diese schönen Güter als Eigenthum zu sichern?

Nichts, als daß ihr beim kaiserlichen Hofgericht schriftlich darstellt, daß Walter von Unna, euer Stiefvater, sich einige Tage vor eurer Ankunft mit eigner Hand erdrosselt, daß eure Mutter, seine erste Gemahlin, im Gefängniß gestorben, und daß Eleonore von Hohenbüchen, seine zwei-

te Gemahlin, von welcher dieſe Güter herrührten, welche er auch auf ſeiner eigenthümlichen Burg gefangen gehalten, bei der Nachricht von dem Tode ihres Gatten vor Schreck geſtorben ſey, und daß ihr nun der einzige und rechtmäßige Erbe wäret.

Gut, antwortete der Graf, ſo thue das, du biſt des Schreibens kundiger als ich, ſo bald du damit zu Stande biſt, werde ich einen Boten damit gen Augsburg ſenden und die Sache in Richtigkeit bringen. Jetzt ſage mir, wie ſteht es mit dem hübſchen Fräulein von Steinthal? raſt und tobt ſie noch immer, oder haſt du ſie meinen Wünſchen geneigter gemacht?

Wo denkt ihr hin? Das liebe Kind iſt noch viel zu muthig, die muß erſt durch Jahre lange Kerkerluft und durch ſchmälere Koſt, als ſie bisher bekommen, mürbe gemacht werden.

Das möcht ich eben nicht; ein abgezehrtes Knochengerippe, bei dem ich mir die ehemaligen üppigen Reize nur denken müßte, kann und wird mich nicht befriedigen. Hast du ihr denn vorgestellt, daß ich sie nach einem Jahre, wenn sie sich freiwillig mir in die Arme würfe, zu einer Gräfin erheben und sie mit nach meinem Vaterlande nehmen wollte?

Tausendmal; aber das ist tauben Ohren gepredigt, sie will gar nichts von euch wissen, sie verabscheuet und verachtet euch, und will lieber sterben, als euch; selbst an Gottes Altare die Hand reichen.

Das ist das alte Lied, das alle Mädchen bei dergleichen Umständen singen; wenn sie indeß sehen, daß es nicht anders seyn kann, so geben sie nach. Sollte Fräulein Kunigunde hierin eine Ausnahme machen? ich glaube schwerlich. Uebrigens habe ich in dieser Sache wohl nicht den rechten

Vermittler gewählt, denn so klug du auch seyn magst, so möchtest du bei diesem Geschlecht deinen Zweck doch wohl verfehlen, ich werde also in einigen Tagen mein Heil selber versuchen, um dir zu beweisen, welchen Eindruck ein junger schöner Mann auf ein Mädchenherz macht. Auf Wiedersehen morgen Abend um diese Zeit, bis dahin mach deine Sachen gut. — Hiermit ließ der Graf den Pfaffen hinter noch einigen gefüllten Bechern sitzen und ging in sein Zimmer.

Ei ei! mein Herr Graf, das sind schlechte Aussichten, sagte Zachäus und sah ihm mit langem Halse nach. Muthet mir das Herrlein sogar einen Mord zu, und — wofür? Da lobe ich mir den Walter von Unna, er hatte auch seine großen Fehler, aber für geleistete Dienste war er doch nicht undankbar. Dieses junge Herrlein verspricht nicht einmal etwas, sieht diese

wichtigen Entdeckungen, die ich ihm gemacht, so an, als sey es ein Muß. — Halt, Zachäus, sieh dich vor, daß das Ey nicht klüger wird als das Huhn. Aber noch ist Frau Eleonore noch in meiner Gewalt, auf mich kommt es an, ob sie in ewiger Nacht ihr Leben hinbringen, oder über kurz und lang mit einem Male in der Welt wieder auftreten und ihre Ansprüche geltend machen soll. Drum sey klug, sey vorsichtig, Zachäus, gehe keinen Schritt, den du nicht genug überlegt und seine Folgen erwogen hast. Muß nun schleunig meinem Freund, dem Abt zu St. Gallenstein, Bericht von den saubern Meinungen des neuen Herrn abstatten, damit auch er seine Maaßregeln nehme. Damit leerte er den letzten Becher und schlich langsam in seine Zelle.

Viertes Capitel.

Auf Steinthals Burg war tiefe Trauer. Die alte Mutter hatte ſeit dem Tage der Wiederkehr ihres Sohnes und ihrer älteſten Tochter Agathe nur Thränen und ſchlafloſe Nächte, und wurde ſie von allzugroßer Ermattung einmal vom Schlafe überfallen, ſo ſah ſie in ihren Träumen ihre verlorne Tochter in den ſchrecklichſten Geſtalten. Dem Fräulein Agathe ging es nicht viel beſſer, indeß konnte ſie einen gewiſſen Argwohn gegen den Graf Malli in ihrer Seele nicht ganz unterdrücken, aber

ſelbſt dieſer Argwohn ließ ſie noch Möglichkeiten hoffen, die ſie ſich freilich ſelbſt nicht deutlich zu erklären wußte. Ritter Kunz von Steinthal hatte ſeiner Seits alles gethan, was in ſeinen Kräften geſtanden, die verlorne Schweſter wieder aufzufinden, oder ihr wenigſtens auf die Spur zu kommen; aber alles war vergebens geweſen. Auf das Zeugniß ſeiner Knechte hatte der Graf in eigner Perſon Einen derſelben mit Tagsanbruch herbei gerufen, und ihm den Befehl ertheilt: das Fräulein von Steinthal zu ihrer Mutter zu begleiten, und daß dieſer Folge geleiſtet, und mit dem Fräulein zu gleicher Zeit verſchwunden war, iſt bekannt, es blieb alſo den Hinterbliebenen, das Fräulein Agathe ausgenommen, die ihre Muthmaßungen aber für ſich behielt — nichts weiter zu vermuthen übrig, als daß Beide ein Raub irgend eines wilden Thieres geworden ſeyn möchten. Ganz beſon-

ders aber bedauerte ein gewisser Junker Erich von Stern, den Verlust des Fräuleins. Er war vor etwas länger als einem Jahre mit dem Ritter Kunz, mit dem er im Heere des Kaisers diente, einmal auf längere Zeit zu einem Besuche auf Steinthals Burg gewesen. Er hatte das heitere lebenslustige Mädchen damals kennen gelernt, er hatte manche Stunde mit ihr gelustwandelt, ihr manches Blümchen gepflickt, manchen Schmetterling in ihre Sammlung gefangen, und dabei manchen Kuß auf ihre rosigen Lippen gedrückt. Seine Verhältnisse hatten ihm indeß nicht erlaubt, dem Fräulein etwas Verbindliches zu sagen; doch jetzt, da ihm das Glück günstig gewesen, da er Gelegenheit gehabt, sich durch Muth und Tapferkeit hervor zu thun, da er sogar in einem Treffen an der Seite des Markgrafen von Baden gefochten, und einen lebensgefährlichen Schwertstreich

von deſſen Haupte muthig abgewandt, jetzt waren ſeine Verhältniſſe günſtiger als damals, er war jetzt nicht mehr der arme verlaſſene Stern — ohne Glanz, wie man ihn zu nennen pflegte. — Dankbar hatte ſich der Markgraf ſeiner erinnert, ihm noch an demſelben Tage auf dem Schlachtfelde den Ritterſchlag ertheilt, und ihm eins ſeiner weit entfernt liegenden Güter auf ewige Zeiten zum Lehn gegeben. Jetzt war Erich von Stern ein ehrenfeſter Ritter, und fehlte ihm zu ſeinem Glücke nun nichts mehr als die ſchöne Kunigunde von Steinthal. Mit ſüßen hoffnungsvollen Träumen kam er mit einem kleinen aber glänzenden Gefolge auf Steinthals Burg an, um bei der alten Mutter und ſeinem Freunde, nach Brauch und Sitte um die Braut zu werben. Aber wie erſchrack er, wie erſtarrte das Blut in ſeinen Adern zu Eis, als er das traurige Ereigniß von

dem Verschwinden derselben vernahm. Mit einem Male waren all die erklungenen Glücksgüter zu Wind und Wasser geworden, sie hatten, ohne das liebliche Bild, das seit einer Stunde lebhafter als je vor seiner Phantasie geschwebt, nicht den geringsten Werth mehr für ihn, er fühlte sich viel unglücklicher als zuvor in seiner Armuth.

Steinthal, der den Edelmuth des jungen Mannes kannte, und ihn recht herzlich liebte, ihm seine Schwester auch recht gern zur Hausfrau würde gegönnt haben, tröstete ihn so viel in seinen Kräften stand, gab auch noch nicht alle Hoffnung auf, sie wieder zu finden, und sie in seinen Armen glücklich zu sehen; aber die alte Mutter schüttelte bedenklich das graue Haupt und sagte: wir werden sie nicht wieder sehen, mein Kind ist von irgend einem Schur-

ken geraubt, aus deſſen Händen ſie nur durch ein Wunder gerettet werden kann.

Nun, ſagte hierauf Stern, wenn dem ſo iſt, ſo ſchwöre ichs im Angeſicht Gottes, dem Schurken, wer er auch ſeyn mag, mit eigner Hand das Lebenslicht auszublaſen, auch nicht eher zu ruhen, und ſollt ich die Welt um ſeinetwillen durchziehen, bis ich ihn gefunden.

Ein großes Unternehmen, Herr Ritter, ſagte die alte Dame, aber ich kann es nicht verbergen, daß ein Liebhaber mehr für ſeine Geliebte thut als ein Bruder, und daß ſchon der Gedanke: ſie könnte gefunden werden, mein Herz erheitert.

Steinthal, von der Rede ſeiner Mutter ein wenig beleidigt, machte nun mit Stern vereint Anſtalten zu einem neuen Streifzuge. Sie wollten in der ganzen Umgegend alle Wälder, alle Thäler, alle Gründe durchſuchen, um wo möglich, wenn

beide wirklich der Raub eines wilden Thieres geworden wären, mindeſtens ihre Leichname aufzufinden. Dabei wollten ſie fleiſſig kundſchaften, ob wohl nicht in einem der umliegenden Klöſter, ſeit kurzer Zeit ein junges Fräulein heimlich gegen ihren Willen eingebracht ſey, und hofften hiervon noch einen guten Erfolg.

Als der Ritter von Stern ſich bei der alten Mutter und bei Fräulein Agathe bis auf Wiederſehen beurlaubte, rief ihn Letztere bei Seite, und ſprach ein Langes und Breites mit ihm. Steinthal wünſchte als ſie allein waren, den Inhalt der Unterredung zu erfahren; allein Stern wich dieſem Geſtändniß gefliſſentlich aus, und ſuchte im Gegentheil ſeine Neigung für die junge Gräfin von Malli zu erfahren. Steinthal, der ohnehin in der Lage, worin er gegenwärtig war, niemanden hatte, mit dem er über den Gegenſtand ſeiner Liebe

ſprechen konnte, war ſogleich bereitwillig, ſeinem Freunde nicht allein die Vorzüge der jungen Schönen zu rühmen, ſondern ihm auch den Vorſchlag zu thun, ihn auf ihren Streifereien einmal nach der gräflichen Burg zu begleiten, um ſich von der Wahl ſeiner Liebe zu überzeugen. Dies Anerbieten hatte Stern nach der Unterredung mit Agathen kaum erwartet, er gab alſo gleich ſeine Zuſtimmung, und ſchon am andern Tage zogen ſie dahin.

Beide Ritter wurden von dem ſtolzen Grafen, der nach jenem Zweikampfe, wo ihm das Geſchick ſo günſtig geweſen, alle Achtung gegen einen Deutſchen verloren hatte, höflich aber kalt aufgenommen. Die junge Gräfin Urſula war im Gegentheil deſto freundlicher und zuvorkommender, und nach Ritterſitte wurde ihnen auch das Gaſtrecht im vollen Maaße zugeſtanden.

Am Abend des ersten Tages hatte der Graf ein köstliches Mahl bereiten lassen. Von Silber und Gold, auf damastenen Decken, speiste er mit seinen zwei Gästen und seiner blendend schönen Schwester. Reich gekleidete Edelknaben kredenzten den perlenden Wein in güldenen Gefäßen, wobei Harfner und Minnesänger die Heldenthaten ihrer Vorfahren besangen. Das alles that der Graf jedoch nicht um seine Gäste damit zu ehren, sondern ihnen nur seine Vorzüge zu zeigen, und sie gewissermaaßen damit zu kränken. Dabei erzählte er unaufhörlich die Großthaten seiner Voreltern, ihre hohe Abkunft, und das Ansehen, in welchem sie bei Kaisern und Königen stets gestanden, und endlich von den feinen Sitten und Gebräuchen in seinem Vaterlande.

Steinthal, der ganz im Anschauen seiner Geliebten versunken war, achtete we-

niger darauf als Stern, aber diesem wollte der junge Großprahler auch gar nicht gefallen, er hätte lieber diesen Abend seinen Hunger mit einem Stück trockenen Brodte gesättiget, als seinen Magen an dieser reich besetzten Tafel überladen. Er mäßigte indeß seinen Unwillen, und spielte lieber den Einfältigen, als aber die Tafel endlich aufgehoben war, empfahl er sich und ging, während Steinthal noch bei der jungen Gräfin blieb, auf sein Zimmer.

Sonderbar kam es dem jungen Manne vor, daß während der langen Tafelzeit, wo so manchem unnützen Worte der Hals gebrochen war, kein einziges, selbst von Steinthal nicht, über das verschwundene Fräulein Kunigunde war gesprochen worden. Verdrüßlich warf er sich, nachdem er sich entkleidet hatte, in einen Sessel, und dachte über sein Glück und Unglück nach. Schon hatte er über eine Stunde in tie-

ſes Nachdenken verſunken dageſeſſen, die Wachskerze, welche im Hintergrunde des Zimmers auf einem Tiſche ſtand, brannte ſehr dunkel, da ſtand er unwillig auf, öffnete das Fenſter, und ſah auf den großen weitläufigen Schloßhof hinaus. Hier war alles öde und ſtill, in wenigen Zimmern nur noch Licht; doch nicht lange, ſo rief der Thurmwächter die zwölfte Stunde an, und gleich darauf bemerkte er, wie der Burgpfaff, den er ſchon früher hatte kennen gelernt, mit einer Laterne und einem Korbe in der Hand queer über den Hof kam. Das iſt ja ſeltſam, dachte er, was hat denn dieſes Ungetüm noch um Mitternacht nöthig hier herum zu ſchleichen? Die Frage war ſehr richtig, aber welcher Sterbliche konnte ſie ihm beantworten? Das will ich doch erfahren, ſagte er für ſich, und raſch nahm er, ſchon entkleidet, ſein Schwert, ſchlich ſich leiſe die Treppe hin-

ab, und folgte dann mit raſchen Schritten dem fernen Scheine der Laterne. Eben bog der Pfaffe um die Ecke nnd war plötzlich aus den Augen des Ritters verſchwunden, doch hierdurch in ſeinem Vorhaben nicht irre gemacht, folgte er der Gegend nach, wo der geiſtliche Herr verſchwunden war, und nicht lange, ſo befand er ſich auf einem andern Hofe, der zu dem verfallenen Burgflügel führte. Den Athem anhaltend ſtand er einige Augenblicke ſtill und horchte, ob nicht irgendwo Fußtritte hörbar ſeyn möchten, aber hier herrſchte überall Grabesſtille, kein menſchliches Weſen war vernehmbar. Schon war ihm ſein Abenteuer gereuet, ſchon wollte er verdrüßlich den Rückweg antreten, als plötzlich das Licht in der Laterne wieder ſichtbar wurde.

Halt, dachte er, jetzt wird ſich hoffentlich ein Bubenſtück enthüllen, denn ſo

viel ich heute ſchon erfahren, wird ja dieſer Flügel gar nicht bewohnt, und mit raſchen Schritten folgte er dem Lichte aufs neue wieder nach. Bald ſtand der Pfaff ſtill, zog einen Schlüſſel hervor, und öffnete eine mäßig große Thür. Mit ängſtlichem Herzklopfen blieb auch der Ritter ſtehen, um abzuwarten wie dies Abentheuer enden würde. Nicht lange, ſo war die Thür offen, das Männchen verſchwand abermals, allein die Thür blieb offen. Raſch trat der Ritter jetzt hinzu, und, was auch daraus entſtehen möchte, entſchloß er ſich das Aeußerſte zu wagen. Der Mönch verließ eben die letzte Stufe einer langen ſteinernen Treppe, welche in den uns ſchon bekannten unterirdiſchen Gang führte, als der Ritter die Erſte betrat. In einigen raſchen Sprüngen hatte er das Ende derſelben erreicht, und war nun im Begriff, den Mönch über ſein Beginnen zur Rede

zu ſtellen, allein hier hatte er das große Unglück, von den verſchiedenen Wegen, die hier zu verſchiedenen unheimlichen Gemächern führten, gerade den zu betreten, den der Mönch füglich Umgang haben konnte. Hätte der arme Verblendete es ahnen können, und wäre ſogleich wieder umgekehrt, vielem Ungemach hätte er überhoben ſeyn können; aber er glaubte den Mönch vor ſich zu haben, und tappte in der undurchdringlichen Finſterniß ſo raſch als möglich vorwärts, bis er endlich mit dem Kopfe gegen eine ſcharfe Ecke ſtoßend ohnmächtig zu Boden ſank.

Fünftes Capitel.

Conrad von der Wart war, wie bekannt, mit seiner jungen schönen Frau an des Kaisers Hof gegangen, um daselbst den, ihm vom Graf Malli wiederfahrnen Schimpf zu vergessen. In einer Umgebung von vielen Freunden und Bekannten gelang ihm dies auch sehr bald, noch mehr, es gelang ihm sehr leicht seinen Schwager, dem jungen Graf Otto von Westerwald, seine Güter, deren Mitbesitzer er bisher gewesen war, wieder zu verschaffen, und glücklich würde er nun gewesen seyn, wenn er nicht

schwach genug gewesen wäre, sich zu einer unerhörten That verleiten zu lassen.

In jenen unruhigen kriegerischen Zeiten, wo jeder, und wenn er auch nur etwa über hundert Mann zu gebieten hatte, sein Recht mit dem Schwerte in der Hand geltend zu machen suchte, in jener Zeit, wo die Kaiserwürde noch nicht erblich war, wo geistliche und weltliche Fürsten bei dem Ableben eines solchen Monarchen, einen andern wählten, entstanden alsdann auch viele Streitigkeiten, denn nur selten war der zweite und dritte mit der Wahl des Erstern zufrieden. Ein ähnlicher Fall war es nach Kaiser Carls Krönung. Der Erzbischof von Mainz, so wie der Pabst Johann, obgleich sie die Wahl früher mit bestätigt, so hatten sie doch manchen, aus dieser Wahl entspringenden Vortheil, oder Nachtheil erst zu spät eingesehen, und wünschten nun baldigst einen andern Herrn

auf dem Kaiserthrone sitzen zu sehen. Carl war indeß an Leib und Seele ein starker gesunder Mann, und konnte ihn also nur ein unvorhergesehener Zufall, oder die schwärzeste Bosheit von dem Platze, auf den er von Gott gestellt war, verdrängen. Seine Neuerungen und Verbesserungen, die er überall vornahm zogen ihm den Haß seiner heimlichen Feinde immer mehr zu, und es dauerte nicht lange, so war sein Untergang schon beschlossen; doch wie er ausgeführt werden sollte, dazu war, da Kaiser Carl viele Freunde hatte, guter Rath theuer.

Unter den Höflingen des Kaisers, wozu auch Conrad von der Wart gehörte, befand sich ein liebenswürdiger Jüngling, genannt Hugo von Schwarzenstein, der des Monarchen Gunst in einem hohen Grade besaß, und eben dieserhalb die beste Gelegenheit hatte, an ihm zum Verräther zu werden. Eine Summe eitlen Goldes,

und noch manche groſse Verſprechungen, die dem Verräther indeſs nie gehalten werden, war hinreichend, ihm zu einer That zu bewegen, die er leider zu ſpät bereuete. Doch nicht allein wollte Schwarzenſtein das gräſsliche Vorhaben beginnen, er bedurfte noch eines Helfershelfer, und hierzu dünkte ihm niemand ſchicklicher als Conrad von der Wart. Er vertraute ſich ihm, und wurde anfänglich auf das ernſtlichſte zurückgewieſen, allein ſeine Ueberredungskunſt, verbunden mit den groſsen Vorſpiegelungen, waren doch nach und nach im Stande, das ſchwach verwahrte Gewiſſen des ſchwachen Conrad von der Wart in den Schlaf zu wiegen. Conrad willigte ein, allein von der Minute an war die Ruhe der Frieden ſeiner Seele dahin, er fühlte ſich ſelbſt in den Armen ſeiner theuren Gattin nicht mehr glücklich, und wänſch-

te sie wieder nach seiner Burg, zu ihrer Mutter zurück.

Elisabeth, das reine unschuldige Wesen, die nebst Gott nur ihren Conrad liebte, merkte nur zu gut, daß in seiner Seele etwas Außerordentliches vorging, und sie unterließ nicht durch die zärtlichsten Bitten in ihm zu dringen, ihr sein Geheimniß zu offenbaren; allein er war verschlossen wie das Grab, und jede ihrer Bitten vergebens. O hätte er es ihr doch gestanden, wie vieles Unglück hätte ihr liebendes Herz verhüten können; aber der Verführer Hugo von Schwarzenstein war zu schlau, er sah besser ein als Conrad selbst, daß ihnen Elisabeth bei der Ausführung ihres gräßlichen Bubenstücks im Wege stand, und dieserhalb ersann er eine List, diee wie er wohl wußte, gelingen würde. Der Kaiser hatte einige Male mit der Frau von der Wart freundlich geredet, und ihr seine Ge-

wogenheit bezeigt, dieſen Umſtand benutzte der ſchlaue Verräther, er theilte ihn ſeinem Genoſſen mit, und dieſer ſäumte nicht lange, ſeine Gattin auf die Gefahr, in der ſie und ihre gegenſeitige Liebe und Ehre ſchwebe, aufmerkſam zu machen. Dieſe Liſt gelang, denn Eliſabeth liebte ihren Gatten zu ſehr, um ihn auch nur von einem Gedanken dieſer Art beängſtigt zu wiſſen. Sie traf ſogleich Anſtalt zu ihrer Rückreiſe, und trennte ſich, ſo weh es ihrem liebenden Herzen auch that, auf ungewiſſe Zeit von ihrem Gatten; doch konnte ſie es beim Abſchiede nicht unterlaſſen, ihn auf dem jungen Schwarzenſtein aufmerkſam zu machen, und ihn gewiſſermaßen vor ſeinen Umgang zu warnen; leider war es ſchon zu ſpät.

Die Gräfin von Weſterwald war hoch erfreuet ihre Tochter, die das Pfand ehelicher Liebe unter ihrem Herzen trug, wie-

der zu sehen, sie freuete sich ihr durch mütterlichen Rath und Hülfe beistehen zu können, aber sie ahnete nicht, welche Schrecknisse ihr bevorstanden. Elisabeth war nicht heiter, ob es die Trennung von ihrem Gemahl, oder ob es die Ahnung von einem ihr nahe bevorstehenden Unglück war, sie konnte es sich selber nicht erklären; aber nicht selten fand sie die anbrechende Morgenröthe noch schlaflos in Thränen. Schon hatte sie zwei Monate auf den Gütern ihres Gemahls verlebt, als sie schnell und leicht einen Knaben gebar. Die Erscheinung dieses kleinen lächelnden Engels verscheuchte bald einen großen Theil des Trübsinns der bekümmerten Mutter. O wenn mein Conrad jetzt gegenwärtig wäre, sagte sie, wenn er meine Freude, mein Entzücken theilen könnte, wie froh, wie glücklich wollte ich mich preisen; aber so ist meine Freude nur halb. Es wurde sogleich ein

Bote an den kaiſerlichen Hof geſandt, der dem Ritter dieſe freudige Botſchaft überbringen ſollte; allein dieſer kehrte nicht wieder zurück, oder wurde vielmehr von der Gräfin von Weſterwald verleugnet. Doch kaum einen Monat nach der Geburt des Kindes verbreitete ſich, wie ein Ungewitter von Sturm und Hagel getrieben die Nachricht: der Kaiſer ſey ermordet. Die Gräfin erbebte bei der Nachricht, ſie zitterte für das Leben ihrer Tochter, denn ſie wußte, wie nahe deren Gatte mit dem Hofe in Verbindung ſtand, ſie wußte auch, wie leicht eine Vermuthung, ein falſcher Argwohn, die Unſchuldigſten ins Verderben ſtürzen könne; aber ſie wußte nicht das Schlimmſte, ſie wußte nicht das er ſelbſt —

Der ſchönen Eliſabeth wurde alles ſorgfältig verſchwiegen, jeder Zuſpruch, den man für gefährlich hielt, von ihr entfernt, und die Zögerung der ausgeſandten Boten

auf allerlei mögliche Weise entschuldigt, und — wie auch von aussen der Kaisermord von Mund zu Munde ging, wie einer dem andern mit Entsetzen die gräßliche That erzählte, und den Thäter in den Abgrund der Hölle verwünschte, die Frau von der Wart lebte in der Hoffnung ihren Gemahl bald freudig zu umarmen, recht glücklich.

Nachdem schon wieder ein Monat verflossen war, saß Elisabeth eines Tages am Fenster, der kleine Conrad lag auf ihrem Schooße, und lächelte ihr freundlich zu, da sprengte plötzlich ein einzelner Reiter in den Burghof. Wie ein Pfeil sprang sie auf, nahm den Knaben auf den Arm, und war in wenig Sekunden, das Rufen ihrer Frauen nicht achtend, in dem Burghofe. Das Entzücken, den so sehnlich Gewünschten so unvermuthet zu sehen, machte sie taub und blind, sie bemerkte erst nach einer Stunde den finstern Ernst, der auf der Stirn ihres

Gatten lag. Das ſich ſchnell verſammelnde Burggeſinde bemerkte bald an der Schreckensgeſtalt ihres ſonſt ſo freundlichen Gebieters, daß das Gerücht, was man ſich ſeit kurzer Zeit unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut hatte, wahr ſeyn möchte, und ſcheu zog es ſich zurück, weil es Fürſtenblut an ſeinen Händen zu ſehen glaubte.

Eliſabeth glaubte, die Freude habe ihren Gemahl verſtummen gemacht, ſie zog ihn deshalb mit ſich fort in ihr Gemach, wo ſie unter vier Augen die Zunge ihm zu löſen gedachte; aber wie erſchrack ſie, als er auch hier, ſtarr vor ſich hinſehend, ſeine Arme nicht ausbreitete, und das unſchuldige Lächeln ſeines Kindes nicht zu bemerken ſchien.

Was iſt dir, mein Trauter? fragte ſie, warum biſt du ſo ſtill, ſo traurig?

warum theilst du die Freude deiner Elisabeth nicht?

Es ist nichts, gar nichts, antwortete er mit gräßlich verzerrter Miene und trat ans Fenster. Es ist geschehen, und kein Gott, keine Reue, keine Buße kann es ungeschehen machen; nur mein Herz, mein thöricht Herz kann sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen.

Geschehen? fragte Elisabeth, was ist denn geschehen? ich begreife dich nicht, mein Gemahl, rede doch.

Conrad beantwortete diese Frage nicht, sondern rief einen Knappen herbei und befahl ihm, das Burgthor zu verschließen und zu verriegeln, die Zugbrücke aufzuziehen und das Fallgitter nieder zu lassen.

Mein Gott! wozu denn diese Vorsicht, mein Geliebter? rief Elisabeth und warf sich um seinen Hals, wir haben ja keine Feinde.

Du kennst sie nicht, Elisabeth, sagte er finster. Sonst hatten wir nur etwa einen Feind, das war Graf Malli; aber seit der Kaiser todt ist, lauern Tausende auf uns.

Gott, was hör ich! Carl, Kaiser Carl todt, rief Elisabeth und wurde bleich wie die Wand, denn ihre Seele ahnete einen gewaltsamen Tod, und durch wen, fragte sie mit wankender Stimme, fiel der Edle?

Eine fürchterliche Pause entstand, in welcher man nur das Herz der armen Elisabeth schlagen hörte, dann sagte Conrad mit wild verzerrten Blicken und mit zitternder Stimme: ich war sein Mörder!

Dieses einzige Wort war hinreichend, die arme Elisabeth zu Boden zu schmettern; gleich einer geknickten Lilie nach Sturm und Ungewitter lag sie da, und ihr unglücklicher, verblendeter Gemahl fühlte die

Größe des Verbrechens, das er angerichtet, nicht einmal; denn gleich einer Bildsäule stand er da und starrete in den Abgrund des Verderbens. Mehrere Stunden vergingen, ehe es der herbeigeeilten Gräfin und den übrigen Frauen gelang, die Unglückliche wieder ins Leben zurück zu rufen. Sie erwachte, jedoch zu namenlosem Elend, denn sie verfiel in eine Krankheit, die sie dem Tode nahe brachte. Monate verstrichen, ehe man sie gerettet nennen konnte, aber länger noch dauerte es, ehe sich ihr Gemüth an den schrecklichen Zustand gewöhnen konnte, in den sie die schreckliche That ihres Gemahls versetzt hatte.

Conrads Lage war durch diesen Umstand, den er zuvor nicht bedacht hatte, ebenfalls verschlimmert, der Zustand seiner schönen unglücklichen Elisabeth hatte ihm allen Muth und alles Vertrauen zu sich selber geraubt, und die Zeit ihrer Leidens-

tage den Raum, wo er vor seinen Verfolgern hätte entfliehen können. Doch nun war es die höchste Zeit, denn auf allen Wegen lauerten die Rächer auf den Mörder des gerechten Monarchen, und blieb ihm bei Nacht und Nebel nur noch ein einziger Weg offen: nach Rom stand sein Sinn, von dem Statthalter Christi hoffte er Ablaß und Vergebung seiner Sünden, die jetzt sein zermalmtes Gewissen mit centnerschwerer Last zu Boden drückten.

Dieser Gedanke erheiterte Elisabeths frommes Herz dergestalt, daß sie sich entschloß, den Unglücklichen auf seiner Bußfahrt zu begleiten; allein sie hatte sich mehr körperliche Kräfte zugetraut als sie wirklich besaß, und mußte, weil Zögerung mit jeder Stunde gefährlicher wurde, ihren Vorsatz aufgeben. Der Abschied dieser beiden liebenden Herzen war über alle Begriffe schwer, denn obgleich Elisabeth in

ihrem Conrad einen Mörder umarmte, so hatte sie doch manche Entschuldigung für ihn in ihrem Herzen gefunden, und ihm, weil er doch unglücklich genug war, vergeben.

Lange war Conrad schon fort, aber man hörte nicht die geringste Nachricht von ihm, ein Umstand, der Elisabeths Herz um so mehr beunruhigte, indem Lossprechung von jedem Verbrechen in jenen Zeiten gar nichts Ausserordentliches war.

In einer ganz erträglichen Ruhe lebte sie lange Zeit, von ihrer Mutter über ihr Schicksal getröstet, auf der einsamen Burg. Von Zeit zu Zeit wurden Boten ausgesandt, die dann, von der Gräfin unterrichtet, nach einiger Zeit günstige Nachrichten von dem unglücklichen Pilger bringen mußten, bis endlich ein fürchterlicher Donnerschlag sie aus ihren Träumereien weckte. Die vorzüglichste Rächerin jener blutigen That war Agnes

von Schwaben, die Tochter des gemordeten Kaisers. Mit einem wüthenden Heere durchzog sie das Land, eroberte eine Burg der Mitwissenden nach der andern, und kam endlich auch vor die Burg des Ritter Conrad von der Wart. Alle Bewohner derselben ahneten das Schicksal, das ihnen widerfahren würde, nur Elisabeth nicht; ihr hatte man aus unzeitiger Schonung alles, was bisher geschehen war, verhehlt, weil man glaubte, daß ein Weib gegen das Andere mit einer gewissen Delikatesse handeln würde; allein man hatte sich darin fürchterlich geirret.

Sechstes Capitel.

Noch waren bis zur Stunde alle Maaßregeln, jedem Feinde, wer er auch seyn möchte, den Eingang in die Wartburg zu verwehren, beobachtet, und als der Burgvoigt die Annäherung der wüthenden Herzogin Agnes von Schwaben und ihre Absicht erfuhr, nahm er seine ganze, ihm nur irgend zu Gebote stehende Macht zu Hülfe, um auch ferner seinen Sitz zu behaupten. Sämmtliche, unter seiner Gerichtsbarkeit stehende Bauern, wenn sie nur irgend streitfähig waren, mußten sich auf die Burg

verfügen, wo sie bewaffnet und unterrichtet wurden. Täglich erfuhr man während dieser Zurüstung die mancherlei Gräuelthaten, welche die Herzogin in der Umgegend verübte, und nur mit Mühe war es dem Burgvoigt möglich, die herbeigeschafften Männer auf der Burg zu behalten, indem jeder, das eigne Besitzthum zu beschützen, zurückkehren wollte. Unter mancherlei Versprechungen verstrich die Zeit, und ehe man sichs versah, stand die Herzogin mit tausend Mann vor der Burg.

Die Herzogin verlangte, daß man ihr die Thore öffnen, damit sie ohne einen Schwertschlag zu thun einziehen und nach Belieben Gericht halten könne. Der Burgvoigt war hiermit vollkommen zufrieden; allein die Bedingungen, unter welchen er das erlauben wollte, waren nicht von der Art, daß sie die stolze Herzogin von Schwa-

den hätte annehmen können, und daher war der Streit unvermeidlich.

Es war in einer finstern regnigten Septembernacht, ein kalter Nordwestwind warf große Regentropfen gegen die Fenster der Burg, und auf den drei hohen Thürmen knarreten die eisernen Fahnen ein ununterbrochenes gräßliches Conzert, da wagte die Herzogin, die in dieser Nacht keinen Wiederstand zu finden glaubte, einen Angriff auf das ziemlich feste Schloß. Doch der Burgvoigt, der hierauf schon gefaßt war, ertheilte gleich jedem seine Instruction, und so begann denn in dieser Nacht ein gräßlicher Kampf. Zu Hunderten drangen die Feinde gegen die Mauer an, doch da nur ungefähr der vierte Theil derselben ersteigbar war, die übrigen drei Viertel das hohe auf einem Felsen stehende Schloß mit seinen Thürmen selbst beschützte, so war dies leicht zu beschützen, und viele ta-

pfere Krieger verloren in dieſer Nacht ihr Leben. In der Burg war alles todt und ſtill, kein Lichtſtrahl war ſichtbar, hingegen war es den Beſitzern der Burg durch die Wachfeuere der Feinde möglich, jede Bewegung derſelben zu beobachten, welches ihnen ein ſehr weſentlicher Vortheil war. Kein Steinkorb, deren ſehr viele hinlänglich gefüllt vorräthig waren, wurde geleert, der nicht eine beſtimmte Anzahl der Feinde todt oder doch ſtark verwundet niedergeſtreckt hätte, und brachten es wirklich einige der Feinde dahin, den Rand der Mauer zu erſteigen, ſo ſtand der Burgvoigt oder einer ſeiner Getreuen ſchon in Bereitſchaft, ihnen mit einem gräßlichen Schwertſtreiche den Kopf zu ſpalten, der ſie dann zur ewigen Ruhe beförderte.

Mit zähnknirſchender Wuth hörte die Herzogin dieſen kräftigen Widerſtand, dieſe Halsſtarrigkeit von den Mördern ihres kai-

ſerlichen Vaters, und ſie ſchwur keinen Stein auf dem andern zu laſſen, ſo bald ſie nur erſt Herrin dieſer verfluchten Mördergrube wäre.

Nachdem ſchon an vierhundert Mann ihr Grab an den Mauern der Wartburg gefunden hatten, begann es zu tagen, und nun ſtellte ſich die Herzogin, mit dem Schwerte in der Hand, ſelber an die Spitze ihrer Krieger, und wo der Mann irgend Muthloſigkeit zeigte, da wußte ſie ihm mit einem derben Streiche zu zwingen. Dies Mittel half, denn ehe eine Stunde verfloß, hatten mehrere hundert Mann die Mauer erſtiegen, welche nun die Thore aufthaten und die Zugbrücken nieder ließen, damit das weibliche Ungeheuer mit kriegeriſcher Muſik ihren Einzug halten konnte.

Schrecklich, ſchrecklich! hielt die Herzogin Wort, alles was auf der Burg war und den Namen Mann führte, wurde oh-

ne Barmherzigkeit niedergemacht. Gleich einem Platzregen floß das Blut der Erschlagenen auf dem Burghofe, selbst die zehn- und zwölfjährigen Buben des treuen Burgvoigts, der seine Seele schon ausgehaucht hatte, wurden nicht verschont, mit eigner Hand, weil kein anderer die Schandthat vollbringen wollte, stieß ihnen die Herzogin das Schwert in die Brust, und weidete sich an ihrem Gewimmer, an ihren Todes-Verzuckungen.

Die unglückliche Elisabeth lag während dieser Blutscenen halb ohnmächtig über der Wiege ihres schlummernden Knaben, denn nur der hundertste Theil des Vorganges war ihr bisher bekannt gemacht, als die Herzogin von einigen ihrer Hauptleute begleitet in ihr Zimmer trat. Das bleiche schöne Antlitz der Frau von der Wart, das der Kummer keineswegs entstellt hatte, hätte in ihrer Lage Teufel zum Mitleiden be-

wegen können; allein bei der Herzogin machte es den entgegengesetzten Eindruck. Es war in ihren Augen ein Verbrechen, ein Geschöpf in iher Nähe zu wissen, das an Schönheit mit ihr hätte wetteifern können, sie warf daher wüthende Blicke auf diejenigen aus ihrem Gefolge, welche warme sehnsüchtige Blicke auf das schöne Marmorbild hefteten.

Wer ist dieses Weib? fragte sie mit gebietender Stimme.

Meine Tochter, Elisabeth von der Wart, antwortete die Gräfin Westerwald.

Ha, ha, ha! der Name des Kaisermörders! rief sie wild lachend, und diese Brut hier in der Wiege?

Ihr einziger Sohn.

Kaum hatte die Gräfin das Wort ausgesprochen, als sie auch schon mit wilder Mordlust die Hand ausstreckte, den schlummernden Engel aus der Wiege zu

reißen, und ihn ihrer Rache zu opfern, da warf sich die Gräfin zu ihren Füßen, indem sie rief: schonet des armen hülflosen Kindes, es hat ja nichts verschuldet, begnügt euch doch mit der Rache an seinem unglücklichen verblendeten Vater.

Mitleid war der Herzogin völlig fremd, sie kannte das Wort nur den Namen nach, und ohne also darauf zu achten, beugte sie sich über die Knieende, und riß das Kind aus der Wiege. Sein Geschrei weckte die ohnmächtige Mutter aus ihrer Betäubung, sie richtete sich auf, und erblickte das Kind in den Händen der Wüthenden.

Mein Kind! mein Kind! rief sie, was wollt ihr mit meinem Kinde?

Zerschmettern will ich die Otternbrut, damit nicht auch einst ein Kaisermörder daraus werde.

Diese Antwort brachte die Frau von der Wart zur völligen Besinnung, sie wuß-

te nun, wer vor ihr ſtand, und was ſie zu fürchten hatte. Erbarmen! rief ſie daher, erbarmt euch des unſchuldigen Kindes.

Ja wohl, eben Mitleid will ich an dem Kinde üben; denn hätte man an eurem verruchten Gatten ſo gehandelt, ſo würde er jetzt an der Gerichtsſtätte unter tauſend Qualen ſein Leben nicht auszuhauchen nöthig haben.

Was ſagt ihr? fragte die Frau von der Wart, und heftete ſtarre Blicke auf die Herzogin, mein Gemahl an der Gerichtsſtätte, unter Qualen — die Stimme verſagte ihr, ſie ſank aufs neue ſinnlos zu Boden.

Herzogin! bedenket, ſagte einer ihrer Hauptleute, bedenket daß ihr ein Weib ſeyd, und daß es eurem Geſchlecht nicht ziemt ſo unmenſchlich zu handeln. Hiermit entriß er ihren Mörderhänden das zarte Kind, und warf es wieder in die Wiege. — Ein

vielsagender Blick war die Antwort auf diese vermessene Rede, worauf sie das Zimmer verließ und sich die Kerker der Burg zeigen ließ.

Schon nach einer Stunde wurde die unglückliche Elisabeth fast leblos mit ihrem Kinde in einen derselben gebracht, jedoch nur bis zum Abend, wo die Wachen der Herzogin, welche sich mit ihren Hauptleuten in den Rittersaal begeben hatten, und daselbst beim Becherklang ihre verübten Unmenschlichkeiten vergaßen, sich schlafend stellten, und alle Frauen von der Burg heimlich entließen. Ein armer Bauer räumte den Entflohenen seine Hütte ein, in der sie sich vor der Kälte der Nacht bergen konnten, den folgenden Tag wollten sie dann mit Gottes Hülfe nach der verödeten Burg der Gräfin von Westerwald wandern, wohin diese vor etwa einigen Wochen ihren zwölfjährigen Sohn Otto

mit einigen treuen Dienern geschickt hatte, um im Nothfall dort Vorkehrungen zu treffen, wovon sie aber vor der Hand noch keinen Gebrauch zu machen glaubte. Kein Geschöpf unter der Sonne war unglücklicher als die arme Elisabeth; sie verschmähete sogar jedes tröstende Wort, an welchem es die edle Gräfin nicht fehlen ließ, selbst das Gewimmer des erkrankten Kindes rührte sie nicht mehr, die Worte Qualen und Gerichtsstätte standen mit den grellsten Farben vor ihrer Seele, denn sie liebte ihren unglücklichen Gemahl zu sehr, um den Gedanken, daß man ihn quälen könne, ertragen zu können.

Als der Morgen dämmerte, hatte der kleine Engel ausgerungen, man wollte der Frau von der Wart diese Nachricht mit Schonung hinterbringen, aber es ergriff sie weniger als man geglaubt, sie lachte wild auf und wandte sich dann hinweg.

Während die Gräfin und die übrigen Frauen noch mit dem kleinen entschlafenen Engel beschäftigt waren, hatte sich Elisabeth heimlich entfernt. Man vermißte sie, suchte sie überall, fand sie aber nirgends, wohl aber sahen die vertriebenen Frauen in einiger Entfernung die Wartburg, welche sie am gestrigen Abend verlassen hatten, in lichten Flammen stehen. Meine Tochter! meine unglückliche Tochter! wo ist sie, rief die Gräfin, ruhet denn der Fluch auf meinem ganzen Geschlecht, und womit habe ichs verdient? hat denn Gottes Gerechtigkeit aufgehört? dürfen denn die ruchlosesten Menschen überall nach Willkühr handeln?

Wer konnte diese Fragen beantworten, niemand, nur stille Seufzer hatten die dienenden Frauen für ihre unglückliche Herrin; aber sie machten sich auf verschiedenen Wegen, die zuletzt alle nach der We-

ſterburg führten, auf, um die entflohene Eliſabeth aufzuſuchen. Am Abend kamen ſie alle auf der Weſterburg an und erzählten dem kleinen Otto und den Dienern die erlittenen Drangſale, auch die Gräfin ſah nach beinahe zwölf Jahren zum erſten Male den Wohnplatz wieder, auf dem ſie einſt mit ihrem Gatten ſo glücklich geweſen, auf dem ſie ihrer Eliſabeth und ihrem Otto das Leben gegeben, und fröhlichen Gemüths würde ſie unter andern Umſtänden ihren Einzug gehalten haben; aber ihr fehlte ein theures Pfand, Eliſabeth war nicht wieder gefunden.

Die ſchöne Unglückliche! ſie hatte trotz ihrer Unkunde der Wege, und trotz ihrer großen Körperſchwäche, dennoch den Ort gefunden, wo Conrad von der Wart, wie die Herzogin geſagt, ſein Leben unter gräßlichen Qualen aushauchen ſollte. Schon

war der Tag im Sinken als sie athemlos auf der Gerichtsstätte anlangte, und sich mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte den Zugang verschaffte. Conrad hatte schon Tags zuvor unter den Händen der rächenden Gerechtigkeit geblutet, aber er lebte noch, er erkannte seine unglückliche Gattin noch, er vernahm ihr Jammergeschrei, und verschied erst in ihrem Beiseyn.

Die unendliche Liebe dieses zarten schönen Weibes ließ selbst die rohesten unter den Knechten nicht ohne Mitgefühl, einige derselben opferten ihr sogar eine Thräne. Als sich aber die Dämmerung über die Erde verbreitete, und sie den Leichnam noch immer nicht verlassen wollte, riß man sie mit Gewalt davon weg, und führte sie in ein nahe gelegenes Kloster. Hier sank sie dann

an Leib und Seele ermattet nieder, und endete gegen Mitternacht im frommen Gebet ihr junges freudenloses Leben.

Siebentes Capitel.

Im vierten Abſchnitte dieſes Theils verließen wir den jungen Ritter Erich von Stern auf der Burg Hohenbüchen, wo er den Mönch in ſpäter Nacht in den bewußten unterirdiſchen Gang folgte. Beſinnungslos war der ſonſt muthige Jüngling niedergeſtürzt, als ihn nach mehrern Stunden die feuchte Kerkerluft wieder ins Leben rief. Ein kalter Schauder überfiel ihn, als er erwachte und ſich in einer undurchdringlichen Finſterniß befand, die nur ſelten ein menſchlicher Fuß zu betreten

schien. Eine ganze Weile verhielt er sich ruhig, richtete horchend das Ohr nach allen Seiten; aber nichts war vernehmbar, kein lebendiges Wesen schien dieses unterirdische Grab zu bewohnen. Es ist nicht möglich, dachte er, hier muß das Laster irgend ein Geheimniß verbergen, denn um Molche und Ottern zu füttern, kann der Mönch seinen Gang unmöglich in dieser Nacht hieher begonnen haben. Er erhob deshalb seine kräftige Stimme; aber auch hierauf äffte ihn nur zu verschiedenen Malen das Echo, und er war nicht klüger als zuvor.

Noch eine volle Stunde tappte er in Finstern umher, versuchte alles nur Mögliche, um die Treppe, die er hinab gekommen war, wieder zu finden, aber auch das mißlang; denn er konnte sich durchaus nicht besinnen, ob er rück- oder vorwärts gekommen war, und so blieb ihm nichts weiter

übrig, als bis zur nächsten Mitternacht hier zu verweilen, und die abermalige Ankunft des Mönchs abzuwarten. Dieſen Vorſatz, obgleich er der beſte und ſicherſte war, zertrümmerte indeß die entſetzlichſte Langeweile. In der Finſterniß, mit dem Schwerte ſich einen Weg ſuchend, ſchritt er immer langſam vorwärts, in der zuverläſſigen Hoffnung nur das etwanige Ende des unterirdiſchen Ganges aufzuſuchen und dann zurückzukehren. Sechs bis ſieben Stunden mochten wohl verfloſſen ſeyn, als lein das Ende des Ganges war noch fern. An verſchiedenen Stellen fand er ihn von bedeutender Höhe, an andern nur etwa ſo hoch, daß er ungehindert aufrecht gehen konnte; mit einem Male ſchienen ſeine Fußtritte heller zu klingen, und nicht lange, ſo zeigte ſich ſeinen Augen eine hohe geräumige Todtenhalle. Mehrere Minuten blieb er unbeweglich ſtehen, wobei es ihm

eiskalt über die Haut lief, und schauete den stillen Aufenthalt der Seligen an.

In der Mitte dieser Todtengruft erhob sich auf einem Gerüst von Marmorstufen ein stattlicher Katafalk, über welchem eine Ampel hing, die einen so hellen Schein verbreitete, daß man alle Gegenstände genau in Augenschein nehmen konnte. Durch den längern Anblick ermuthigt, wagte es der Ritter nach einigen Minuten das Heiligthum zu betreten, und sich die Särge der Vollendeten näher zu besehen. Alle waren mit einer Inschrift versehen, deren Buchstaben sämmtlich aus geschlagenem Silber bestanden; allein der Inhalt war lateinisch, da er aber in seiner Jugend keine Gelegenheit gehabt hatte diese Sprache zu erlernen, so mußte er sich mit dem bloßen Anschauen begnügen. Zwölf Särge, alle von einer Größe und Länge, umgaben den dreizehnten, höher stehenden, und bildeten

in ihrer Art eine schöne Gruppe. Nach einiger Zeit hatte er alles genau untersucht, sogar die schwarzen Wände; denn er vermuthete nichts weniger, als hier eine Thür zu finden, welche ihn wieder unter die lebendigen führen würde; allein die Mühe blieb fruchtlos, er gewahrte nur den Eingang, den er gekommen, und einen andern, der diesem gerade gegenüber lag und weiter zu führen schien. Diese Lampe, dachte er bei sich selbst, kann doch nicht, ohne Nahrung zu erhalten, ewig da so fort brennen, ich will es also hier ruhig abwarten, bis derjenige erscheint, der sie zu erhalten beauftragt ist, und mit ihm dann in die Oberwelt zurückkehren.

Mit diesem Gedanken setzte er sich auf die marmornen Stufen des erhabenen Katafalks nieder, wo ihn bald der Hunger daran erinnerte, daß er doch wohl schon längere Zeit in diesem unterirdischen Gange

möchte zugebracht haben, als ihn bewußt war. Die Stille in dieser öden Grabesnacht, so wie der längst entbehrte Schlaf, machten bald ihre Rechte an den verirrten Ritter geltend, und gar bald, so sehr er sich auch dagegen sträubte, überfiel ihn ein wohlthätiger Schlaf. Wie lange er in diesem Zustande verweilt hatte, war ihm unbewußt, allein als er erwachte, wars ihm als vernehme er in seiner Nähe Fußtritte. Schnell rieb er die schlaftrunkenen Augen, und da erblickte er gerade noch zur rechten Zeit ganz klar und deutlich die Gestalt eines Menschen, der mit raschen Schritten eben die Todtenhalle verließ, und in den entgegengesetzten Gang schlüpfte. Des heftigen Frostes, der ihn wie ein Knochengerippe zusammenschüttelte, nicht achtend, griff er rasch nach seinem Schwerte, und folgte der Gestalt so schnell er konnte nach; doch in der undurchdringlichen

Finsterniß, die hier wieder herrschte, wurden seine Schritte bald aufs neue gehemmt, indem der Gang hier verschiedene Krümmungen enthielt. Als er nach längerer Zeit die Hoffnungen aufgab, dem Fliehenden auf die Spur zu kommen, erhob er seine Stimme und rief irgend einen Namen; allein hiermit verscheuchte er den vor sich habenden nur noch mehr, denn bald vernahm er aufs Neue Fußtritte, die sich zu verdoppeln schienen, aber keine Antwort. Unter diesen ängstlichen Forttappen verginen wieder mehrere Stunden, und er glaubte schon seinen Lebenslauf in diesem Labirinthe beschließen zu müssen, als ihn plötzlich die hellen Strahlen der Sonne in die Augen fielen. Noch wenige Schritte bergan, und er befand sich in einem Walde, der so dick war, in dem die Bäume und das Gesträuch so dicht an einander stan-

den, daß die milden Strahlen der Sonne kaum die Erde erreichen konnten.

Vom Gefühl der Dankbarkeit ergriffen sank er auf die Knie, und sandte ein frommes Gebet zu dem, der ihm den Ausgang aus dem furchtbaren Gange hatte finden lassen, dann aber setzte er seinen Weg fort, in der Hoffnung irgend einen Baum oder einen Strauch zu finden, der ihm mit seinen Früchten seinen wüthenden Hunger stillen möchte. Er war noch nicht hundert Schritte weit gegangen, als plötzlich Menschenstimmen seine Aufmerksamkeit fesselten. Er ging dem Schalle näher, und erblickte bald unter einem Baume zwei Männer in verschiedener Kleidung. Der Eine war in ritterlicher Tracht, der Andere schien der Geistlichkeit anzugehören; beide waren im tiefen ernsten Gespräch begriffen. Unbemerkt wollte sich Erich ihnen nahen, um wo möglich ihr Gespräch zu be-

lauſchen, allein zwei mächtige Rüden, welche zu des Ritters Füßen lagen, ſprangen auf und verriethen ſeine Ankunft. Die Beſtien! an keines fremden Menſchen Antlitz gewöhnt, fuhren ſie mit ſolcher Wuth auf ihn los, daß er mit ſeinem Schwerte genug zu thun hatte, ſie nur ſo lange von ſich abzuhalten, bis der fremde Ritter herbei eilte und ſie beſänftigte.

Es war ein ſeltſames Zuſammentreffen, denn Erich von Stern, in einem Schlafmantel mit dem blanken Schwerte in der Hand, war den beiden Fremdlingen, in einer Gegend, wohin ſich ſeit Jahren kein menſchlicher Fuß verirret hatte, eine wunderbare Erſcheinung. Indeß kam der Fremde, als er ſeine Rüden beſänftigt, dem Ritter Erich freundlich entgegen, reichte ihm nach deutſcher Sitte die Hand und hieß ihn willkommen. Vermuthlich ſagte er;

verdanken wir dem Zufalle euren Besuch; oder ists anders?

Ihr habts errathen, antwortete Erich, doch sagt mir, wo bin ich und wem gehören diese Forsten?

Ihr befindet euch in einem Walde, entgegnete der Fremde, der meilenweit von hier mit hohen Felsen umgeben ist; wer sich als Eigenthümer dazu bekennt, ist uns unbekannt. Seit acht Jahren hausen wir, von der ganzen Welt abgeschieden, hier allein, und seit den acht Jahren seyd ihr der Erste und der Einzige, der diesen Aufenthalt fand. Kommt ihr als Freund, hat euch die Welt ausgestoßen, so seyd ihr willkommen, kommt ihr als Feind, so — ist dort euer Grab; drum ehe ihr von uns eine nähere Erklärung erwartet, nennt uns erst euren Namen und sagt uns die Ursache eures Besuchs.

Ein Blick, den Erich zur Seite warf, ſagte ihm, daß mit den Leuten, unter welchen er ſich befand, nicht zu ſcherzen ſey, denn das Geſell der Rüden hatte wenigſtens noch zwölf bis ſechzehn Kerle von dem wildeſten Anſehen herbeigerufen, welche ſich alle mit entblößten Schwertern ans Ende des unterirdiſchen Ganges geſtellt hatten; er nahm deshalb keinen Anſtand ihnen ſeinen Namen zu nennen, und ihnen ſein in der Burg Hohenbüchen gehabtes Abenteuer zu erzählen. Als er damit zu Ende war ſagte der geiſtliche Herr: dacht ich mirs doch gleich, nun ſeyd willkommen, ihr findet hier Männer, die euch nicht allein ſagen können, daß eure Kunigunde noch lebt, ſondern euch auch wieder zu deren Beſitz verhelfen können.

Wie? rief Erich, Kunigunde lebt, iſt vielleicht in eurer Gewalt?

Mit nichten, antwortete der Geistliche, in unserer Gewalt ist niemand, alle, die ihr hier seht, sind von der Welt Ausgestoßene, Verhöhnte, Verlachte, denen man sogar dieses Asil, von der ganzen Menschheit abgeschieden, verweigern würde, wenn man ihrer hier habhaft werden könnte. In diesem Ritter hier seht ihr den letzten Zweig des Hauses Hohenurach. Sein Vater hatte in seiner Jugend einen dummen lüderlichen Burgpfaffen, der ihm sein junges Weib zur Untreue verleiten wollte, in seiner gerechten Wuth erschlagen. Die That war vor Kaiser und Reich kund geworden, und nach erwiesener Ungebühr des Pfaffen, war der Ritter von aller Strafe frei gesprochen. Zwanzig Jahre nach dieser Zeit unternimmt sein Vater eine Reise nach Norddeutschland zu einem Anverwandten. Auf seiner Rückreise zieht er mit seinem Leibknappen durch Westphalen, um da-

ſelbſt einen Jugendfreund auf ſeiner Burg heimzuſuchen. Nicht ſo freundlich als er es wohl erwartet, wird er von ſeinem Freunde aufgenommen, doch ſchreibt er dies der langen Trennung zu, und läßt ſich dadurch nicht irre machen. Als ſie Abends an der mit Wein und Inbiß reichlich beſetzten Tafel ſitzen, woran ſich auch der Biſchof von Paderborn und noch andere Prälaten befinden, drehet ſich plötzlich das Geſpräch auf den vor zwanzig Jahren begangenen Pfaffenmord. Sein Jugendfreund, Stuhlherr der heiligen Vehme, wird ſein Ankläger, und ehe er ſichs verſieht, ſteht er vor den Blutrichtern dieſes ſchändlichen Gerichts. Alle Vertheidigung war hier fruchtlos, er muß ſein Haupt unter den Block legen, und allein, nur die Todesnachricht mit ſich nehmend, kehrt der Knappe heim. Dieſer Jüngling hier, mit dem Gefühl für Recht und Gerechtigkeit begabt, ſchwört das

Blut seines Vaters an seinen Mördern zu zu rächen, macht sich mit seinen Reisigen auf und zieht gen Westphalen. Er hat sie gerächt die blutige That, er hat den Stuhlherrn mit eigner Hand gemordet, und seine Burg den Flammen preisgegeben; aber dafür ist er auch nun verpehmt, so gut als vogelfrei, die Welt hat ihn ausgestossen, und nichts blieb ihm als diese Wildniß, worin er, so lange es dem Menschen gefällt, sein elendes Daseyn fristen kann. Meine Geschichte ist minder schrecklich. Ich war einst Abt zum Kloster St. Gallenstein, wo ich, besser unterrichtet als meine Mitbrüder, ihnen ein Licht des Heils anzünden wollte, was mir aber nicht allein ihren Haß zuzog, sondern mir sogar, wenn ich zu rechter Zeit die Flucht nicht ergriffen, das Leben gekostet haben würde. Die Uebrigen, die ihr seht, sind theils ehemalige Knechte des Ritters, theils andere Unglücks-

vögel, die die Welt ausgestoßen hat, die nun mit uns hier von dem Ueberflusse der Reichen leben.

Was gedenkt ihr aber hier zu beginnen? fragte Erich, den gewesenen Abt scharf ins Auge fassend.

Das hängt vom Zufall ab. So lange Walter von Unna, der Besitzer der Burg Hohenbüchen lebte, war an eine Verbesserung meines Zustandes nicht zu denken, er ist gestorben und sein Stiefsohn hat rechtmäßig oder unrechtmäßig Besitz von den Gütern genommen, und meine Sache bleibt beim alten. Wäre Graf Malli nicht gekommen, und die edle Eleonore, Walters Gemahlin hätte nach manchen ausgestandenen Leiden, die Verwaltung der Güter wieder übernommen, so wäre ich jetzt Abt von St. Gallenstein, und dann würde ich auch für diesen gesorgt haben; allein das ist im Schicksalsbuche anders beschlossen ge-

weſen, und muß ich nun die Zeit abwarten, bis das Sündenmaaß des Herrn Grafen voll iſt, alsdann öffnet ſich mir eine neue Laufbahn.

Ihr haltet alſo den jungen Grafen für keinen biedern rechtlichen Mann? fragte Erich.

Seine Handlungen beweiſen das Gegentheil. Kaum auf deutſchen Grund und Boden angekommen, bezeichnet er ſeine Wege ſchon mit Blut und Ungerechtigkeit. Er ſucht mit den beiden Rittern Conrad von der Wart und Kunz von Steinthal Streitigkeit, er findet ſie, fordert ſie zum Zweikampf auf, wo er ſich unerlaubter Mittel bedient, und ihr Beſieger wird. Wäre Conrad von der Wart in jenem Kampfe nicht beſiegt worden, ſo wäre er auch nicht an des Kaiſers Hof gegangen, ſo hätte er ſich nicht zum Hochverräther dingen laſſen, und wäre jetzt in den Armen

seiner liebenswürdigen Elisabeth ein glücklicher Mann. Wäre Kunz von Steinthal euer Freund, von ihm nicht überwunden und beschimpft worden, und hätte seine stolze Schwester ihm nicht mit Liebesnetzen umstrickt, so wäre Kunigunde noch frei und euch würde zur Ausführung eures Glücks nichts mangeln; also ein Mann, der in so kurzer Frist so viel Unheil gestiftet, kann unmöglich ein guter Mann seyn, und zuverlässig wird ihn die Strafe des Himmels ereilen, wie seinen Stiefvater.

Ein böser Mann, der Graf, das hab ich, nicht in ihm vermuthet, antwortete Erich; doch erlaubt mir eine Frage: ihr sagtet vorhin, das Fräulein Kunigunde von Steinthal sey noch am Leben, wollt ihr mich nicht näher darüber belehren?

Nachdem ich euch ein wenig geprüft, entgegnete der Abt, und euch zu dem grossen Rache-Plane würdig gefunden habe,

ſollt ihr alles wiſſen, doch zuvor bewaffnet euch mit Muth.

Ihr ſpannt meine Begierde auf eine harte Probe, beginnt.

Wohlan, als euer Freund der Ritter von Steinthal an ſeiner Wunde im Fieberwahn auf der Burg Hohenbüchen hart darnieder lag, und ſeine Schweſtern Agathe und Kunigunde ihm treulich zur Seite waren, nahm Graf Malli den Augenblick wahr, als Letztere von langem Wachen ermüdet aufs Lager ſank, dieſelbe zu entführen. Eine geheime Tapetenthür verſchaffte ihm den Eingang in jenes Zimmer, wo er das Fräulein ſchlafend rauben und ſie in eins der unterirdiſchen Gemächer, an welchem ihr vorbei gekommen ſeyd, für ſeine Lüſte aufbewahren ließ.

Hölle und Teufel! rief der Ritter, in jenem Gange ſagt ihr; und ich verweilte hier, während meine heißgeliebte Kunigun-

de vielleicht dort den Tod erleidet? Auf! folgt mir, daß ich ſie rette und den Böſewicht für ſeine ſchändliche That das Lebenslicht ausblaſe.

Gemach, Herr Ritter, ſagte der Abt, ſo ſchnell geht es nicht, mit ſolcher voreiligen Hitze würdet ihr nichts gewinnen, vielleicht aber alles verderben, denn mit dem unterirdiſchen Gange hat es allerlei gar wunderbare Bewandniß. Wäre eure Kunigunde die Einzige, der man darin eine Wohnung angewieſen hätte, ſo möchte es leicht ſeyn, ſie zu befreien, allein darin werden Perſonen aufbewahrt, die, wenn ſie frei würden, ſchreckliche Geheimniſſe enthüllen könnten; drum fügt euch in Geduld. Schon manchen Plan hab ich mit dem Ritter hier entworfen, der aber, weil wir zu ſchwach ſind, nicht hat ausgeführt werden können, doch durch eure Erſcheinung iſt unſere Macht um vieles gewach-

sen, und kömmt es nur blos auf euch an, ob ihr eure Geliebte todt oder lebendig retten wollt.

Indem der Ritter von Stern den Abt mit ziemlich verächtlicher Miene vom Kopfe bis auf die Ferſen maaß, ſagte er: wenn ihr kein Pfaffe wärt, ſo würde ich ſolche Rede ſehr übel aufnehmen; doch als ſolcher iſt euch die Liebe fremd, und ich verzeihe euch, jetzt theilt mir aber euren Plan mit, wenn ihr den Meinigen verwerfen wollt.

Achtes Capitel.

Kommt mit in unſere Höhle, Herr Ritter, ſagte der Abt, und nehmt dort mit dem vorlieb, was wir euch anzubieten im Stande ſind, und vernehmt dabei, was ich euch von dem Schloſſe Hohenbüchen mittheilen will. Dieſes Anerbieten konnte der Ritter nicht ausſchlagen, denn zu lange ſchon hatte der Faſttag gedauert, den er wider Willen hatte halten müſſen, er folgte daher ſeinen Führern, und wunderte ſich nicht wenig über die Größe und Bequemlichkeit der Höhle. Auſſer einigen Gemächern, in

welchen das Nothwendigste nicht fehlte, befand sich auch eine kleine Kapelle, worin der geistliche Herr mit seinem kleinen Häuflein Gottesdienst hielt. Während der Abt und der Ritter den Verirrten die innere Einrichtung ihrer Höhle zeigten, hatten einige Knechte Wein und Imbiß herbeigeschafft, und bald setzten sie sich zu einem Mahle, daß dem Ritter von Stern so sehr behagte, daß er auf einige Zeit sogar seine Kunigunde darüber vergaß, als sich aber alle drei hinlänglich gesättigt hatten, da begann der Abt: Wie ich vermuthe, Herr Ritter, sagte er, so sind euch viele unerhörte Thaten, welche sich seit dem vermeintlichen Tode des edlen Grafen von Hohenbüchen auf dieser Burg zugetragen, unbekannt, und um euch für unsern Plan geneigt zu machen, muß ich sie euch in möglichster Kürze mittheilen. Der vortreffliche Graf war der Letzte seines Stammes, nur

ein einziges Fräulein war ihm aus seiner Familie noch übrig, und diese war die Erbin seiner Güter. Eleonore war an Geist und Körper ein Engel, denn sie besaß vor Tausenden ihres Geschlechts Vorzüge, und dennoch war sie blind genug, einen Teufel in menschlicher Gestalt, dem Ritter Walter von Unna ihre Hand zu reichen. Ihr Glück war von sehr kurzer Dauer, denn nicht lange nach der priesterlichen Einsegnung zeigte sich Walter in seiner wahren Gestalt, und der edlen Eleonore ward in seinem alten baufälligen Schlosse bald ein einsames Kämmerlein zur lebenslänglichen Wohnung angewiesen. Ein Zufall rettete sie nach mehrern Jahren wieder daraus, allein während dieser Jahre trieb Walter hier ein Leben, wie es kaum zu beschreiben ist. Lüderliche Dirnen fast aus allen Gegenden der Erde fanden hier Aufenthalt, und vergeudeten im frechen Uebermuth die

redlich ersparten Schätze des edlen Grafen. Der Graf, der noch mehrere Schlösser besaß, überließ dies seiner Nichte und deren Gatten, als Morgengabe zum unbeschränkten Eigenthum. Als Walter nun seine Gemahlin verstoßen, und mit Recht den Zorn des Grafen zu fürchten hatte, hielt er es für Rath, sich diesen auf irgend eine unerlaubte Weise aus dem Wege zu schaffen. Dies geschah, der Graf wurde auf der Landstraße von gedungenen Mördern überfallen, aber, wie man sagt, nicht getödtet, auch ihm soll in seinem eigenen Schlosse ein Gefängniß geworden seyn. So weiß ich zuverlässig, daß auch Eleonore noch am Leben, und daß ihr von dem jetzigen Besitzer, dem schändlichen Grafen von Malli ebenfalls ein Gefängniß in diesem unterirdischen Gange geworden ist. Daß außer diesen zwei Hauptpersonen auch noch andere darin schmachten, und auf den Tag der

Erlösung harren, bin ich ebenfalls gewiß, wenn ihr nun also die gemachte Entdeckung dazu gebrauchen wolltet eure Geliebte zu retten, was ich ganz billig finde, so würdet ihr auf jedem Fall alle Uebrigen dem Tode in die Arme drücken; denn glaubt ja nicht, daß der Burgpfaff Zachäus allein und ohne Schutz zu haben in den Gang gehen würde. Zachäus ist ein Mann, der seinen, und des Klosters, in welchem er erzogen, mächtigsten Vortheil sucht, so lange er also den Graf in seiner Gewalt hat, ihn auf die eine oder die andere Weise zu fesseln weiß, so lange schützt ihn dieser in seinen Unternehmungen. Beide, sowohl der Graf als auch Zachäus ringen nach einem Ziele, nämlich nach dem wirklichen Besitz der schönen Güter. Dem Burgpfaffen wäre es ein Leichtes, sowohl den Graf von Hohenbüchen, wenn er wirklich noch am Leben ist, so wie seine Nichte aus dem

Wege zu räumen, allein, da würde er erſtlich ſeine Seele mit zwei Mordthaten belaſten, und zweitens würden ihm dieſe beiden wichtigen Perſonen, wenn Graf Malti nicht in ſeine Plane willigen wollte, fehlen, alſo iſt er gezwungen, für ihre Erhaltung zu ſorgen.

Ich fange an euch zu begreifen, ſagte der Riter von Stern, doch laßt hören, in wie fern ihr glaubt den Plan zur Rettung dieſer Perſonen auszuführen, und wie ich im Stande bin euch dazu behülflich zu ſeyn.

Das ſollt ihr mit wenig Worten erfahren. Wir bedürfen ein geringes Häufslein von etwa hundert Mann, die jedoch in unſerm Sinne handeln müſſen, und dazu wäre uns niemand willkommener als der Ritter von Steinthal. Ihr kehrt auf verborgenen Wegen, die wir euch zeigen werden, zu dieſem zurück, entdeckt ihm ins

Geheim, was ihr hier erfahren habt, und beredet ihn, an einem gewiſſen Tage, den wir aber wiſſen müſſen, mit euch und einigen andern vertrauten Freunden auf der Burg zu ſeyn, und dem Grafen einen Beſuch abzuſtatten. Zu eurer Sicherheit bedürftet ihr dann aber auf jedem Fall einen Hinterhalt von wenigſtens hundert Mann, welche ſich unweit der Burg Hohenbüchen verborgen halten, und daſelbſt eines Zeichens im Fall der Noth gewärtigen müßten.

Und was glaubt ihr, fragte der Ritter von Stern, was da dann geſchehen ſoll?

Ein völliger Ueberfall, wobei uns aber ganz beſonders der Graf in die Hände fallen muß, auch dürfen wir ſeinen Gehülfen, den Burgpfaffen Zachäus nicht aus den Augen laſſen, ſonſt könnte doch leicht all unſere Mühe vergebens ſeyn.

Jetzt verſteh ich euch ſo ziemlich, doch noch eine Frage: welchen Gewinn erwartet ihr dabei, bloße Menſchenliebe wird doch ſchwerlich die Triebfeder eures Unternehmens ſeyn

Ihr habt nicht unrecht, einen kleinen Gewinn erwarten wir dabei, doch genügt er uns. Wenn das Unternehmen gelingt, wenn der edle Greis Adelbert von Hohenbüchen und ſeine Nichte noch leben, und plötzlich wie längſt Vergeſſene aus ihren Gräbern wieder auferſtehen, ſo wird Graf Malli, wie er gekommen, unſer deutſches Vaterland wieder verlaſſen müſſen. Der rechtmäßige Eigenthümer nimmt dann wieder Beſitz, und leicht möchte es mir dann möglich werden Zachäus Platz einzunehmen. Für meinen bisherigen Freund, den Ritter von Hohenrach bin ich dann auch nicht bange, ich kenne Adelberts Geſinnung, ich

weiß wie er über die heimlichen Gerichte denkt, ich weiß auch, daß er dann treue Freunde braucht, die im Fall der Noth das Schwert zu führen wissen, und den findet er in ihm. Er legt dann seinen wahren Namen ab, und wird des Greises treuer Beschützer.

Der Plan ist gut, antwortete Erich von Stern, hier meine Hand, ich helfe ihn euch zur Ausführung bringen; doch nun säumt nicht, führt mich auf einen Weg, auf dem ich sicher zu Steinthals Burg gelangen kann; so lange ich meine Kunigunde in der Gewalt dieses niederträchtigen Schurken weiß, so lange habe ich auf der ganzen Erde keine Ruhe.

An uns soll das Säumen nicht liegen, hier, er winkte einem Knecht, der von fern stand, hier diesen Burschen nehmt mit euch, er ist schlau, gewandt, muthig

und treu, ihr dürft in jeder Hinsicht auf ihn bauen und jedes Geheimniß, so es dieser Sache angeht, ihm vertrauen. Er weiß in der ganzen Umgegend alle Wege und alle Stege, und wird uns, wenn ihr nur offen handelt, schon kund thun, was zu wissen nöthig ist.

Ja, Herr Ritter, rief Kurt, indem er sich zum Abmarsch fertig machte, wer es ehrlich mit mir meint, für den laß ich Blut und Leben.

Mein Segen begleite euch, sagte der Abt, mein Segen bewirke, daß wir bald alle, so wie wir hier sind, aus diesem Jammerthale erlöset werden, und daß ihr bald eure geliebte Kunigunde als Hausfrau auf die euch verliehene Burg heimführen mögt.

Hiermit zog Erich von Stern, nach-

dem man ihm eine überzählige Rüstung und einen Helm gegeben hatte, mit seinem wirklich sehr gewandten Begleiter ab.

Neuntes Capitel.

Unter den schattigen Linden des Burggartens wandelte die junge Gräfin Ursula. Das niedliche Lockenköpfchen war auf die Brust gesenkt, und zwischen den Fingern zerquetschte sie, mit den Gedanken weit von hier entfernt, eine Blume. Sonderbar! sagte sie dann für sich, schon sechs Wochen sind seit jenem Tage verflossen und der Ritter von Steinthal läßt sich nicht wieder sehen. Ach, jenen Abend, hätt ich ihn doch lieber nie erlebt, er wird mir ewig unvergeßlich bleiben. In meinem Va-

terlande ſchilderte man mir die deutſchen Männer kalt und lieblos, ich habe an jenem Abende ganz das Gegentheil empfunden, oder mein Kunz müßte dann eine beſondere Ausnahme von ſeinem Geſchlecht machen. Wie er ſo ganz in Wonne und Seligkeit vor mir auf den Knieen lag, wie er meine Hände mit unzähligen Küſſen bedeckte, wie er ſchwur, nie ein Weſen auf dieſer Erde gefunden zu haben, daß er liebenswürdiger als mich gefunden, da fühlt ich ſo ganz innig und wahr den Unterſchied, zwiſchen einem Jünglinge meines Vaterlandes und eines deutſchen. Nein, beim Himmel! ſo kann kein Mann lieben, wie Kunz mich liebt. Noch brennen ſeine Küſſe auf meinen Lippen als ich ihm geſtand, daß mein Herz auch ihm nicht abhold wäre, noch tönnen ſeine Betheurungen ewiger unwandelbarer Liebe ſüß vor meinen Ohren und ſanft, ich konnt es ja nicht laſſen,

drückt ich ihn an meine wogende Bruſt, als er mich um die Erlaubniß bat, mich bald, recht bald wiederſehen zu dürfen. Ach, wie oft hab ich in den ſechs langen Wochen die Stunde herbei geſehnt, da ich ihn wiederſehen möchte, und — er kommt nicht. Wie manchem trüben Gedanken hab ich in der Zeit ſchon Raum gegeben, und wie oft hat ihn mein Herz, gegen die Stimme der Vernunft ſchon entſchuldigt. Aber ich war dann auch ungerecht gegen ihn. Kunz kann nicht unredlich handeln, in ſeinem Herzen wohnt nur Treue und Wahrheit, es ſind Verhältniſſe, die ihn zwingen ſein Wort nicht zu halten.

Indem ſie ſo in Liebe verſunken, das glühende Herz durch allerlei Vorſtellungen zu beſchwichtigen ſuchte, und ſich immer mehr und mehr in das Labirinth ihrer Leidenſchaften verwickelte, kam die längſt erwartete Zoſe die Allee herauf. Mit ra-

schen Schritten eilte sie der Zögernden entgegen, indem sie fragte: nun, hat Samuel ihn gesehen, gesprochen? wird er kommen? wird er bald kommen? oder ist er vielleicht schon hier?

Ach meine theure Gräfin! erwiederte Bettina kleinmüthig, so weh es meinem Herzen auch thut, so muß ich euch doch die Wahrheit sagen: euer Ritter ist ein undankbarer Mensch.

Wie so, was willst du damit sagen?

Er verdient es nicht, daß ein so reizender Engel wie meine Gebieterin, ihm ihre ganze Liebe schenkt.

Du bist eine Thörin. Bettina, laß deine Schmeicheleien, und sage mir, was ich wissen muß, um glücklich oder unglücklich zu seyn.

Hm, ist denn ein Mädchen unglücklich, wenn ein Mann ihr seine Liebe versagt, das sehe ich nicht ein, es giebt ja

der ungetreuen wankelmüthigen Geschöpfe viele Tausende in der Welt.

Bettina! sagte die junge Gräfin sehr ernst, wofür muß ich diese Einleitung nehmen, du willst mich täuschen, willst mein Herz bestechen, aber das wird nichts fruchten, Kunz von Steinthal gehört mein Herz, ihn liebt es und ihm wird es selbst dann noch gehören, wenn er mir untreu geworden wäre; drum rede.

Ach, daß ich es verschweigen dürfte, denn von dieser Stunde an wird der Frohsinn eures Herzens dahin seyn, denn ich kenne euch nur zu gut. Vor einer Stunde ist Samuel zurückgekehrt, aber der Ritter nicht mit ihm.

So war er nicht daheim? Vielleicht in der Fehde oder nur auf der Jagd?

Er war daheim, und läßt euch sagen, daß er seine Schwester Kunigunde und seinen Freund, den Ritter von Stern von

euch fordern, wofern ihr ihm diese binnen sieben Tagen nicht ausliefertet, so würde sich seine Liebe in wüthenden Haß verwandeln, und er würde schreckliche Rache an euch nehmen.

Ha! also ist es nur das, rief die Gräfin, dann beruhige dich. Also jetzt liebt er mich noch, und nur dann will er erst aufhören mich zu lieben, wenn ich seine Wünsche nicht erfüllen will oder kann, o welch ein süßer Trost, nun ist er mein, und wenn sich die Hölle mit allen Teufeln zwischen uns bettete.

Aber ich bitte euch, meine theure Gebieterin, wie wollt ihr das Unmögliche möglich machen?

Ich? dafür laß ich die Liebe sorgen. Sieh, Bettina, du bist noch ein unerfahrnes Mädchen, dir ist die Macht der Liebe noch nicht bekannt, aber mir, und ich vertraue der Liebe. Geh, rufe mir den Burgpfaffen

hieher, das ist ein feiner gewitzter Mann, ihm will ich mich vertrauen, und ich bin es im Voraus überzeugt, er wird mir helfen.

Wenn ihr euch nur nicht irret, meine theure Gräfin, der geistliche Herr ist zwar ein schlauer Fuchs, aber er hält es mit dem Herrn Grafen, und wird also euch nicht dienen können.

Geh, und erfülle meinen Befehl, das Uebrige wird sich finden.

Bettina ging, und schon nach einer Viertelstunde kam der Mönch in seinem gewöhnlichen Schritt langsam daher. Gott grüß euch, mein edles Fräulein, sprach er, ich danke ihm für die Gnade, die er mir widerfahren läßt, mit euch allein reden zu dürfen.

Ich danke, antwortete das Fräulein, ihr seyd mir also nicht abhold, ehrwürdiger Vater?

Wie dürfte ein Diener des gräflichen Hauses sich das unterstehen.

Lassen wir diese alltäglichen Gespräche ruhen, es bemühet sich ja jeder, uns Schmeicheleien zu sagen, drum hätt ich von euch wohl etwas anderes erwarten sollen.

Wie ihr befehlt, mein edles Fräulein, so stehe ich zu Befehl.

Ihr seyd ein kluger Mann, Herr Zachäus — was ich sagen wollte, wie findet ihr die Brillanten in diesem Ringe?

Nachdem er einen prüfenden Blick darauf geworfen, antwortete er: so wenig ich mich auch auf den Werth desselben verstehe, so schätze ich doch den Besitzer glücklich.

Wirklich, sagte die Gräfin, nun so schätzt euch glücklich, denn ich habe ihn euch zum Geschenk zugedacht.

Ihr ſcherzt, mein gnädiges Fräulein, ein Ring von ſolchem Werthe an meiner Hand, wäre dem güldnen Bande um dem Halſe einer Sau zu vergleichen, bedürft ihr vielleicht meiner, ſo redet, Zachäus ſteht dennoch mit all ſeinen Kräften zu Dienſte.

In Wahrheit?

Bei meinem Gott!

Nun ſo ſagt mir, wo blieb vor ſechs Wochen, als der Ritter von Steinthal uns heimſuchte, ſein Freund, der Ritter von Stern.

Dieſe Frage bin ich ſo wenig im Stande zu beantworten, als wenn ihr fragtet, wie es jenſeit des Grabes ausſieht.

Zachäus! ſagte das Fräulein drohend, ihr ſeyd nicht aufrichtig.

Bei dem ewigen Gott! ich bin es.

Nun wohlan, ich glaube euch, doch beantwortet mir eine zweite Frage: wo

blieb früher das Fräulein Kunigunde von Steinthal.

Und wenn ihr mir das Leben nehmen wollt, antwortete Zachäus ein wenig kleinlaut, so kann ich es euch nicht sagen.

So? ich verstehe, ihr könnt es nicht sagen, aber wenn ihr es sagen wolltet, so würdet ihr es wissen. — Zachäus! ich gebe euch mein halbes Vermögen, sagt mir, wo ist das Fräulein von Steinthal.

Und wenn ihr mich spießen und braten ließet, ich könnt es doch nicht sagen.

Nun denn, fort, fort aus meinen Augen, rief die Gräfin entrüstet, ihr seyd ein falscher heimtückischer Bösewicht, fort, daß ich euch nie wieder sehe.

Die Unschuld muß viel leiden, antwortete Zachäus, und ging langsam ins Fäustchen lachend fort.

Arme, arme Ursula, sagte sie, als der Mönch sich entfernt hatte, darum also

hast du dein Vaterland verlassen um in einem fremden an der Liebe eines Fremdlings zu verzweifeln, und — darf ich ihn verdammen; darf ich ihn verdammen, weil er redlich denkt und handelt? O Kunz könnt ich dich nur noch einmal sehen, könnt ich es dir nur gestehen, daß ich an allem unschuldig bin, und daß ich dich wie mein Leben liebe, du würdest mich erkennen, und mir verzeihen. O Bruder, Bruder! wie wirst du sie einst vor Gott verantworten können? Nimmermehr! die Rache des Himmels wird dich ereilen, sie wird dich vernichten, und im unaufhaltsamen Strome mich mit sich fortreißen.

An Gott und der Liebe, der mächtigsten aller Leidenschaften der Sterblichen, verzweifelnd, wankte sie die Allee hinab und sank dann in einer Laube nieder, wo sie den Schmerz einer unglücklichen Lei-

denſchaft ſo lange empfand, bis das Geſchmetter der Trompeten, die Rückkunft ihres Bruders aus Welſchland verkündigend, ſie daraus weckten.

Zehntes Capitel.

Mit einem glänzenden Gefolge, unter welchem ſich beſonders einige Nymphen aus dem blühenden Italien auszeichneten, zog der Graf Malli in die Burg ein. Sein Auge ſchweifte gebietend und, wo es nicht Unterwürfigkeit und Demuth genug erblickte, vernichtend auf den ihm Entgegenkommenden umher. Er war jetzt unumſchränkter Herr und Gebieter auf dem ſchönen Schloſſe des ehrwürdigen Adelbert von Hohenbüchen, und obgleich er ſchon verſchiedene Ländereien und Waldungen davon ver-

äußert hatte, um im Vaterlande seine Schulden damit zu tilgen, so waren die übrigen weit ausgedehnten Besitzungen dennoch hinreichend, jeden seiner Wünsche zu befriedigen. Den Dirnen wurde sogleich ein ganzer Flügel des Schlosses eingeräumt, und die Diener erhielten den Befehl, jeden ihrer Wünsche unbedingt zu erfüllen. Kaum auf seinem Zimmer angekommen, war sein erstes Wort: Zachäus. — Zachäus erschien und stattete Bericht über sein Thun und Lassen ab.

Ich danke für deine Treue, sagte der Graf, doch wie steht es, ist der Bote vom kaiserlichen Hofe zurück, und hat er gute Nachricht gebracht?

Nicht die beste, antwortete Zachäus mit Achselzucken, das kaiserliche Hofgericht verlangt von achtbaren Zeugen Beweise von dem Tode des Grafen von Hohenbüchen und seiner Nichte, Eleonore von Unna.

Narrenspossen! rief lachend der Graf, wer fragt nach den Todten? und wollen sie sie sehen, gut: die Erde ist reich genug an vermoderten Leichnamen, laß deren so viele herauswühlen, als sie bedürfen, um mir mein Recht zu geben. Lebt die Unna, meines Stiefvaters Buhlerin noch?

Sie lebt noch.

Warum lebt sie noch? warum hast du sie nicht schon längst den Weg alles Fleisches geschickt?

Was meines Amts nicht ist, da lasse ich meinen Vorwitz.

Welch eine fade Antwort! hast du mir nicht selber diese Rathschläge gegeben? hast du mir nicht alle Geheimnisse offenbart und mir den Weg gezeigt, auf welchem ich alles, was ich wollte, erlangen könnte?

Ich that es; doch — ich erwartete —

Nun? vielleicht noch eine größere Belohnung als ich dir bewilligt?

Mit mühsam unterdrücktem Aerger sagte Zachäus, der es wohl fühlte, daß der Verräther stets nicht besser gelohnt wird: nein, ich erwarte keinen bessern Lohn, und werde euch nach wie vor treulich dienen.

Nun, das ist redlich gesprochen, hier, nimm dies Goldstück, verwende es, wozu du willst, und sey ferner mein Freund. Diesen Abend, wenn die Stunde der Mitternacht schlägt, wenn die Geister der Erschlagenen, wie die Sage hier geht, ihren Umgang halten, dann rufe mich ab, dann wollen wir einen Gang zusammen machen, der uns künftiger Sorgen überheben soll. Jetzt geh, mein guter Zachäus, lies im Voraus eine Messe, damit Gott der Herr die unsterbliche Seele der bald Vollendeten gnädig aufnehme.

Mit zähneknirschender Wuth kam Zachäus in seiner Zelle an, warf das elende Goldstück, den mühe- und ränkevollen Sündenlohn, in einen Winkel, und sich selber auf die harte Bretterbank. Hö, verflucht! rief er dann, das also der Lohn für mein jahrelanges Streben, das also der Lohn für meine schlaflosen Nächte, in denen ich mit der Eule und der Fledermaus die unterirdischen Gemächer dieses alten Schlosses durchwandert habe, das also der Lohn für heillose Thaten, die selbst der Ewige mir nicht verzeihen kann? O Zachäus, Zachäus! wie hast du dein Gebäude auf lockerm Sand gebauet, wie sind deine schönen Aussichten alle mit einem Male wie Seifenblasen zersprungen. Nun ist alles verloren; denn lasse ich auch wirklich die Todten auferstehen, so dient das nicht zu meinem Heile, mein Verderben ist dann nur um so gewisser. Aber — rächen will

ich mich, fremde Landläufer ſollen wenigſtens da nicht erndten, wo ich geſäet habe; denn ſo viel iſt gewiß, bedarf der Herr Graf meiner einmal nicht mehr, ſo läßt er mich durch die Hunde von der Burg hetzen, und ich darf dann nicht einmal murren. Warz, Herr Graf, ich will dir dieſe Mitternachtsſtunde ſo verſalzen, daß dir nach keiner zweiten gelüſten ſoll. Da wollen wir mal um die drei Hufen Landes im Maſchfelde, und um das alte Johannesholz ſtreiten; gewinn ich dann im Kampfe, ſo ſoll mir die Priorſtelle kein Menſch ſtreitig machen, und der Weg, mich an dem Herrn Grafen zu rächen, ſteht mir dann noch immer offen.

Während Zachäus nun in ſeiner Zelle Plane des Verderbens ſchmiedete, hatte der Graf ſchon verſchiedene Male nach ſeiner Schweſter gefragt, er erſtaunte aber nicht wenig, als ſie endlich erſchien. Was

ist dir, Schwester! rief er, bist du krank oder bist du es gewesen? Noch nie sah ich deine Wange so blaß, noch nie dein Auge so trübe; oder hat dir jemand Leides gethan? rede, damit ich den Verwegenen strafe.

Langsam schüttelte die schöne Ursula das braun gelockte Haupt, indem sie mit leidendem Tone sagte: krank, ja krank bin ich, vielleicht bis zum Tode krank; aber es giebt nur einen Arzt, der mir helfen kann.

Und dieser Eine? und wenn er im Monde wohnte, ich würde ihn dir zu Liebe herbei schaffen.

Wirklich?

Zweifelt meine einzige Schwester?

Nun so wisse: er steht vor mir.

Ich? ist es möglich?

Du oder keiner, wird mich von ei-

nem unvermeidlichen, vielleicht ſchimpflichen Tode erretten können.

Schweſter! du wirſt unbegreiflich.

Ach, lieber Bruder! es giebt Stunden im menſchlichen Leben, wo auch der Stärkſte nicht Herr ſeiner Leidenſchaften iſt.

Ich kenne dieſe Schwachheit; doch was willſt du damit ſagen?

Aufrichtig. Du weißt, daß mir der junge Ritter von Steinthal vom erſten Augenblick, da ich ihn ſah, nicht gleichgültig war, wenn ich alſo auf dein vorhin gegebenes Wort rechnen darf, ſo höre mich weiter: Als der Ritter vor ſechs Wochen mit einem ſeiner Freunde uns heimſuchte, geſtattete ich ihm nach der Abendtafel, mich bis an die Thür meines Zimmers begleiten zu dürfen —

Und der Unverſchämte, fiel ihr der

Graf rasch in die Rede, mißbrauchte vielleicht diese Erlaubniß, und ging weiter?

Ereifere dich nicht, mein Bruder, ich war der schwächere Theil, ich erlaubte ihm auf seine bescheidene Bitte, mir noch in meinem Zimmer ein Weilchen Gesellschaft zu leisten.

Himmel! rief der Graf entrüstet und griff nach seinem Schwerte, und was geschah?

Du sollst, du mußt alles erfahren. Mein Kunz, von zärtlicher Liebe, von unbegränzter Seligkeit hingerissen, lag zu meinen Füßen, und schwur, daß er mich über alles liebe, daß er sein Leben, seine ganze zeitliche Glückseligkeit für mich aufopfern könne, und daß ich, oder keine jemals die Seine werden solle. Es war meine schwache Stunde, in der diese schönen Worte, mit tausend glühenden Küssen begleitet, Eingang zu meinem Herzen

fanden, ich reichte ihm meine Hand, und mit ihr mein Herz, und versprach ihm ewig die Seine zu seyn.

So? sagte der Graf etwas milder, und ließ das Schwert niedersinken, so, und jetzt gereuet dir vielleicht dein Versprechen?

Es wird mir nie gereuen, denn ich liebe ihn mehr als mein Leben, weil ohne ihn das Leben keine Freuden mehr für mich hat.

Etwas verdrüßlich wandte sich der Graf, dem es nicht angenehm war, daß seine Schwester, eine geborne Gräfin von Malli, einem schlichten deutschen Ritter ihre Hand geben wollte, ab, indem er sagte: nun, und was hält dich ab, die Hausfrau dieses zärtlichen schmachtenden Jünglings zu werden?

Eine Kleinigkeit, er verschmähet die ihm gegebene Hand, er will mich nicht.

Ha, verflucht! verschmähet dich? will dich nicht, dieser elende Heckenritter? hat seinen Spott mit dir getrieben? wart, Bube, das sollst du mit deinem Blute bezahlen, oder ich will hinfort nicht Graf Malli heißen.

Nicht so voreilig, mein Bruder, er hat Gründe, und sind diese gerecht, dann —

Seiner Schurkereien eingedenk, fragte er ein wenig kleinlaut: Gründe? nun die möcht ich hören.

Das Auge starr auf ihn geheftet faßte Ursula seine Hand, und sagte mit greller schneidender Stimme: er fordert seine Schwester und seinen Freund von dir.

Ha! rief der Graf bleich zurück taumelnd, wer sagt ihm, daß ich sie habe?

Sein guter Engel. — Bruder! ich beschwöre dich bei deiner unsterblichen Seele, bei dem lebendigen Gott! belaste dein Gewissen nicht mit noch mehr verabscheu-

ungswürdigen Thaten; denn einst wird deine Stunde schlagen, und wie willst du dann vor dem Ewigen bestehen.

Schweig, Thörin, ich will von dergleichen nicht hören, das ist Pfaffengewäsch, was sich von Mund zu Mund fort trägt, und zuweilen den Schwachen bethört; allein ich verlache solchen Schnack.

Bruder! sagte Ursula sanft verweisend, verlache diese schrecklichen Wahrheiten nicht, der Ewige schaut ins Verborgene, er hört die Seufzer, er sieht die Thränen der unschuldig Leidenden, und hat nicht selten schon ans Licht gebracht, was im Finstern verborgen war, drum besinne dich, mache wieder gut, was du schlimm gemacht und bereue.

Ich hab nichts zu bereuen.

Die Wahrheit deiner Schuld steht auf deiner Stirn.

Nur eine wahnwitzige Närrin sieht sie.

Bruder, besinne dich, weil es vielleicht noch Zeit ist, zu späte Reue ist so gut als gar keine.

Ich will nichts bereuen, und niemand soll mir wieder davon reden, denn hier bin ich Herr, und sonst kein Sterblicher.

Nun so zittere vor der Rache des Ritter von Steinthal; er wird mit Feuer und Schwert gegen dich ausziehen, er wird dich und mich verderben, mit Hohn, Schmach und Schande beladen, wirst du wieder in dein Vaterland zurückkehren müssen, wo das Richtschwert der Gerechtigkeit deiner schon harret, um dir den dreifach verdienten Lohn zu geben. Leb wohl, von dieser Stunde an bin ich nicht mehr deine Schwester. Hiermit rannte sie fast ausser sich fort, und ließ den jungen Sünder mit seinem Gewissen allein.

Hm, sagte der Graf, als er allein war, sollte die Närrin während meiner Abwesenheit Entdeckungen gemacht haben, sollte sie vielleicht meine Geheimnisse entdeckt, oder sollte wohl gar der Mönch hämisch genug gewesen seyn und geplaudert haben? auf alle Fälle hat hier dergleichen statt gefunden; doch dem sey wie ihm wolle, zu Kreuze kriecht Graf Malli nicht, lieber wagt er das Aeußerste. — Gesetzt auch, ich gäbe die Dirne zurück, damit ist mir nicht geholfen, damit stelle ich mich nur selber an den Schandpfahl, also — — ja, so soll es, so muß es seyn, sie sterbe noch in dieser Nacht, so auch meines Stiefvaters Buhlerin, sie nützt der Welt nichts mehr, und — damit mir der Mönch nicht für die Zukunft gefährlich werde, so — es giebt ja der Mönche zu Tausenden in der Welt, man findet ja dies Bettelvolk auf allen

Landstraßen, so — so sterbe auch er. Willkommen du schöner Dolch aus Italiens Fabriken, in dieser Nacht sollst du mit deutschem Blute eingeweihet werden.

Eilftes Capitel.

Es war am St. Michaelstage, ein kalter Nordweſtwind blies über die Haferſtoppel, und warf in den Burggärten die roth- und gelbgeſtreiften überreifen Aepfel von den Bäumen. Am Himmel war allerlei wunderbare Bewegung, zerriſſenes Gewölk zog hoch und niedrig unter der bald gerändeten Mondſcheibe hinweg, und im Walde heulten Uhus und Wölfe; da ſaß, über das wunderbare Walten auf Erden in tiefes Nachdenken verſunken, die edle Gräfin Weſterwald, und drehete raſch die Spindel

während Hugo von Fließingen ihrem Sohne Otto die Großthaten der deutschen Helden erzählte. Noch immer lebte in der Seele der Gräfin der edle vortreffliche Adelbert von Hohenbüchen, sein Andenken war ihr noch immer theuer und heilig, denn nicht ohne eine Thräne im Auge zu zerdrücken, konnte sie seiner gedenken, und doch, so oft sie seiner gedachte, wurde der Gedanke lebhafter in ihr, daß er vielleicht noch am Leben seyn und sie ihn noch einmal wiedersehen könnte. So waren in stiller Einsamkeit schon mehrere Stunden verflossen, als mit einem Male an die Pforte geklopft wurde. Der Thurmwächter, der nur sehr selten, und um diese Zeit am wenigsten die Beschwerlichkeiten seines Amts zu üben nöthig hatte, war beim behaglichen Kaminfeuer auf die Bank gesunken, und schnarchte mit dem alten Schnurr, seinem Hunde, um die Wette.

Wer in aller Welt, ſagte die Gräfin ein wenig aufgeſchreckt, wird uns denn noch ſo ſpät am Abend heimſuchen wollen, bin ich mir doch von nahe und fern nichts bewußt.

Vielleicht ein Verirrter oder ein Pilger, entgegnete Hugo von Fließingen, der die Straße verfehlt, und hier ein Obdach ſucht.

In dem Augenblick wurde abermals und ſtärker geklopft, und da der Thurmwächter, ein alter abgelebter Mann noch nicht an ſeinem Platze zu ſeyn ſchien, ſo bat die Gräfin den Ritter Hugo, doch einmal nachzuſehen, warum man die Fremden ſo lange harren ließe. Während des Ausſeyns durchkreisten tauſenderlei Gedanken die Seele der Gräfin, die alle die Frage: wer wohl noch ſo ſpät ſie heimſuchen wolle, betrafen, aber die Antwort darauf war nicht zu ergründen. Doch wie erſtaunte

ſie, als nach einigem Harren Hugo die Thüre ihres Gemachs aufthat und mit einem wunderlieblichen Mädchen eintrat. Die Züge dieſes ſchönen Mädchens waren der Gräfin nicht ganz unbekannt, ſie hatte das Engelsköpfchen ſchon irgend einmal geſehen, doch das Wo und Wann wußte ſie ſich nicht zu beantworten. Eine ſeltene Erſcheinung, eine zarte Blume auf guten Boden erzeugt, der aber ſeit einiger Zeit Regen und Sonnenſchein gemangelt, das mußte ſich die Gräfin geſtehen, denn in den zarten Mädchenszügen lag tiefer Gram, lang genährte Schwermuth. Welch einem Zufalle, begann ſie, verdank ich denn die Ehre eures Beſuchs?

Die Fremde, die bisher das Auge unbeweglich auf die Gräfin gerichtet hatte, erheiterte nach dieſer freundlichen unerwarteten Anrede ihre Züge, und ſagte mit zitternder Stimme: wahrſcheinlich ſind euch,

edle Gräfin, die Züge der Urſula von Malli ins Reich der Vergeſſenheit gerathen, denn nicht ſo freundlich hab ich mir den Empfang gedacht.

Wie? fragte die Gräfin ſehr verwundert, die Schweſter des jungen Grafen von Malli ſteht vor mir?

Dieſelbe, antwortete Urſula, die euch einſt nicht ſo freundlich empfing; doch das ſchreckt mich dennoch nicht ab, in meiner Noth euren Beiſtand anzuflehen.

Wie? fragte die Gräfin das ſchöne Mädchen mit einem verwundernden Blicke meſſend, in Noth ſeyd ihr? kaum ſcheint mir das denkbar; doch wenn dem ſo iſt, ſo dürft ihr, ſelbſt wenn ihr mich beleidigt hättet, auf meine Hülfe rechnen.

So hat euer Geſicht mir nicht gelogen, denn ſo dacht ich mir euer Herz.

Es iſt für die Leiden anderer ſtets offen, entgegnete die Gräfin; doch wollt ihrs

euch nicht bequemer machen, und mir eu-
ren Kummer dann mittheilen?

Gern, wenn ihrs erlaubt, sie warf dabei einen Seitenblick auf den Ritter von Fließingen, den die Gräfin verstand und ihn unter einem schicklichen Vorwande zu entfernen suchte.

Des Geschickes Fügungen sind sehr wunderbar, begann die junge Gräfin, als sie mit der Gräfin von Westerwald allein war. Es ist noch nicht lange her, als ihr, edle Frau, mich um mein Glück beneidetet, doch jetzt möcht ich euch, mit der Welt und eurem Herzen in Frieden lebend, um euer Glück beneiden.

Ihr urtheilt nach dem Schein, und der trügt oft; doch laßt euch das nicht irre machen.

Nein, nichts soll mich abhalten, gegen eine so würdige Dame wie ihr seyd, ganz aufrichtig zu seyn, denn das allein

kann mir vielleicht nur vom Nutzen ſeyn. Hört mich an. Mit einem freien ungebundenen Herzen, reich an Frohſinn und Lebensluſt, verließ ich meinem Bruder zu Liebe mein Vaterland, um hier in dieſem Lande dies alles aufzuopfern. Gewohnt von allen Männern geſchmeichelt, auf den Händen getragen zu werden, war es doch keinem möglich geweſen, mein Herz für ſich zu gewinnen, ich hörte ihre Schmeicheleien, ihre Schwüre und — blieb kalt dabei. So kam ich in euer Land und ſah einen Jüngling, der nichts weniger als ein Schmeichler war, und dennoch flog ihm mein Herz auf den erſten Anblick entgegen.

Kenn ich ihn? fragte die Gräfin.

Ihr kennt ihn, lebt in nachbarlicher Freundſchaft mit ihm, Kunz von Steinthal iſt ſein Name.

Bei dem Namen Steinthal zog ſich die Stirn der Gräfin in düſtre Falten, die

ſie aber vor dem Auge des liebenden Mädchens zu verbergen ſuchte.

O nicht ſo, rief Urſula, und faßte der Gräfin Hand; ich verſtehe dieſen Blick, und würde, wenn ihr kein Weib wärt, wenn ich nicht erfahren; daß euer Herz auch für die Liebe empfänglich geweſen, mich nicht ſo tief erniedrigen; aber ich habe zwei Gründe, die mich zu dieſem Schritte verleiteten, und dieſe mögen mich in euren Augen entſchuldigen. Kunz liebt mich, er betet mich an; und ich — mich hat die Liebe zu weit gebracht, entſchuldigt mein heißes Blut, der Himmel, unter dem ich geboren, erzeugt glühendere Herzen, ich kann nicht ohne ihm leben, nicht ohne ihm ſterben, und Kunz verſchmähet mich, und eben darum liebe ich ihn nur noch mehr, eben darum wird mein Glaube an ſeine Treue, an ſeine Redlichkeit nur noch mehr befeſtigt.

Sonderbar! ſagte die Gräfin kopfſchüttelnd.

Ja, ſonderbar mag ich euch ſcheinen, aber ihr werdet mich dennoch am Schluſſe rechtfertigen. Kunz fordert ſeine Schweſter und ſeinen Freund, den Ritter von Stern, von mir.

Von euch? und mit welchem Rechte?

Mit dem Rechte der Bruderliebe und der Freundſchaft.

So wären jene verſchwundenen Perſonen alſo in eurer Gewalt? fragte die Gräfin, und trat, ob der irrigen Meinung ein wenig entſetzt, einen Schritt zurück.

Es thut mir leid, edle Gräfin, antwortete Urſula, etwas beleidigt, auch nur einen Augenblick in eurem Herzen in ſo ſchlimmen Verdacht zu ſeyn. Fräulein Kunigunde ſowohl als der Ritter von Stern ſind verſchwunden, und ich bin, bei der heiligen Jungfrau! nicht im Stande zu be-

häupten, wo sie sind, aber ich habe Muthmaßungen, daß sie noch am Leben und in sicherer Verwahrung sind, und eben darum bin ich hier, um mein Gewissen, um mein Leben, um das theure Leben meines Kunz, seiner Schwester und seines Freundes zu retten.

Gott, welche Ahnung! rief die Gräfin, und trat der Liebenden wieder einen Schritt näher, was werd ich hören.

Ich bin unter eurem Schutz, edle Frau, sagte Ursula zärtlich, nicht wahr, ihr stoßt mich nicht wieder hinaus, nur einen Knappen bracht ich mit mir.

Ihr seyd mein Gast, so lange es euch beliebt.

Ich hab meinem Bruder früher, als wir in größerer Zerstreuung lebten, von einer andern, bessern Seite gekannt, jetzt hab ich ihn von einer Seite kennen gelernt, die Schauder und Entsetzen in mir erregt,

denn schrecklicher Verbrechen hat er sich schuldig gemacht, die mir ferner nicht erlauben, sein üppiges, lasterhaftes Leben unter einem Dache mit ihm zu theilen.

Ich verstehe euch, liebe Seele, sagte die Gräfin und drückte Ursulas Hand an ihre Brust; also der Ritter und Kunigunde ist — nicht wahr, so meint ihr, noch am Leben?

So vermuthe ich. Gestern Abend, es war schon spät, wollt ich meinen Bruder noch auf seinem Zimmer besuchen. Vor der Thür vernahm ich Zachäus Stimme, und vernahm, ein wenig verweilend, einen heftigen Wortwechsel, der das Blut in meinen Adern zu Eis erstarrte. Frau Eleonore von Unna und Fräulein Kunigunde von Steinthal sollten in derselben Nacht ein Opfer des schrecklichsten Todes werden.

Herr, mein Gott! rief die Gräfin im heftigsten Schmerz, so wäre es also dennoch schon zu spät.

Erlaubt, Zachäus ist ein nichtswürdiger Schurke, aber mein Bruder, es schmerzt mich, dies Geständniß thun zu müssen, ist sein Meister. Sie konnten um den Preis, für welchen der Erstere das Gräßliche vollbringen sollte, nicht einig werden, und als mein Bruder auf den Gedanken kam, einen andern Mörder zu dingen, da sagte Zachäus: thut das, Herr Graf, thut das, dann aber werde ich andere Todten auferstehen lassen, an die eure Seele noch nicht gedacht, und nahe ist dann euer Untergang. Nach diesen Worten kam er der Thür näher, und ich entfernte mich, beschloß aber in dem Augenblick, in einem Hause, wo Verbrechen auf Verbrechen gehäuft werden, und in dem ich doch eigentlich mit keinem völligen Rechte wohne, keinen Tag mehr

zu verweilen, und das hab ich gehalten, mit dem frühen Morgen bin ich ausgezogen und nie kehre ich wieder dahin zurück. Seyd ihr nun, edle Frau, mir in Wahrheit nicht abhold, sondern wollt ihr mir und jenen Unglücklichen wirklich zur Hülfe eilen, laßt meinen Kunz, doch wie es euer Klugheit mit der größten Vorsicht verbunden euch anräth, von dem, was ihm zu wissen nöthig ist, benachrichtigen, vor allen aber laßt ihm wissen, daß ich an jenen schwarzen Verbrechen keinen Theil habe und also seiner Liebe nicht unwerth bin.

Komm an mein Herz, armes verwaistes Kind, hier und in meinem Schlosse hast du, so lange du es bedarfst, ein Recht, und stets werde ich dir eine liebende Mutter seyn. Für diese Nacht bedarfst du der Ruhe, gehe in dieses Zimmer, da wirst du, was du bedarfst, finden, ich aber werde noch in dieser Stunde mit meinem ge-

treuen Hugo reden, seiner Klugheit, seiner Vorsicht werde ich die Leitung einer eben so gefährlichen als nothwendigen Unternehmung anvertrauen.

Zwölftes Capitel.

Auf der Burg des Riter von Steinthal war alles in geschäftiger Bewegung. Waffen in unzähliger Menge, die schon seit geraumer Zeit müßig in der Rüstkammer geruhet, waren herbei gesucht und wurden in brauchbarem Stand gesetzt. Im geselligen Zimmer aber saßen die Ritter von Steinthal, von Stern und der ehrliche Hugo von Fließingen und hielten Rath. Was bisher nur Vermuthung gewesen, das war durch die Ankunft des Letztern, nach dem eignen Berichte der jungen Gräfin

von Mälli zur völligen Gewißheit geworden, und kein Zweifel war nun mehr übrig, daß Graf Malli der Räuber und höchst wahrscheinlich der Ehrenschänder des Fräuleins Kunigunde von Steinthal war.

Obgleich Dirnenraub in jenem rohen Zeitalter nichts Seltenes war, so wurde doch eine solche unerhörte That, wenn sie von den Verwandten der Geraubten entdeckt wurde, auf eine tief schmerzende Weise bestraft. Nicht selten verlor der Räuber seine Güter und seine Ehre, er wurde, weil dann mehrere Freunde und Nachbarn ihre Kräfte mit einander vereinten, aus seinem Eigenthume vertrieben, und mußte, vielleicht lebenslänglich, oder doch wenigstens so lange, bis sich ein besonderer Glücksumstand für ihn ereignete, flüchtig umherirren.

Graf Malli hatte sich während seines kurzen Aufenthalts in Deutschland noch an-

derer Verbrechen schuldig gemacht, die ebenfalls eine solche Strafe verdient hatten, allein er war all seinen Nachbarn zu groß und zu mächtig, keiner wagte es mit ihm aufzunehmen, und dieserhalb mußten sie schon gute Miene zum bösen Spiel machen. Doch ein Umstand wie dieser, der von drei verschiedenen Personen so klar bewiesen, erforderte das Aufgebot aller möglichen Kräfte, und diese waren bereits aufgeboten und alles war in voller Gährung.

Was es auch kosten mag, ich wage alles daran, sagte Kunz von Steinthal, der von der Liebe zu der schönen Ursula aufs Neue begeistert war. Ursula ist unschuldig, das liegt klar am Tage, und aus Liebe, sowohl für die gerechte Sache als zu mir, wagte sie Freiheit und Leben, denn würde der Graf sie wieder in seine Gewalt bekommen, so bin ich fest überzeugt, er wür-

de dieſe Untreue, dieſen Verrath ſchrecklich an ihr rächen.

Der Meinung, entgegnete Hugo von Fließingen, iſt meine Gebieterin, die Gräfin von Weſterwald auch, und darum läßt ſie euch durch mich ſagen: daß ſie mit all ihren Kräften euch ihren Beiſtand anbieten laſſe, ihr möchtet nach eurem beſſern Dafürhalten darüber gebieten.

Das iſt ein Anerbieten, das ich dankbar zu erkennen weiß, antwortete Kunz von Steinthal, doch aufrichtig: wie ſtark ſeyd ihr? denn tollkühn wäre es, ſich mit einer gar zu geringen Macht muthwillig ins Verderben zu ſtürzen.

Auf vierzig Mann gut beſittene Kempen dürft ihr rechnen. Eben ſo viel ſtell ich zu Fuße, und dann bleibt immer noch eine kleine Bedeckung in der Burg, die wir im Fall der Noth noch haben könnten.

Achtzig Mann, beim Himmel, das hätt ich nicht vermuthet. Und damit dürft ich auch noch auf eure Person rechnen.

Wenn ihr besonders darauf seht, so glaube ich, wird meine Gebieterin nichts dagegen haben.

Ohne euch Schmeichelei sagen zu wollen, Herr Hugo von Fließingen, so kann ich doch nicht umhin euch zu wiederholen, daß euch die ganze Welt für einen tapfern und braven Mann hält.

Ich danke für diesen offenen Bescheid und gebe euch meine Hand, daß ich im offenen Kampfe gegen den Graf von Malli als Mann kämpfen werde. Der Kampf mag allerdings noch ungleich seyn, aber man muß dem Ewigen, der jedem Kampfe den Ausschlag giebt, auch etwas zu thun übrig lassen. Wäre der Graf ein ehrlicher deutscher Ritter, den man vielleicht aus Habsucht aus seinem Eigenthume verdrän-

gen wollte, so geb ich euch mein Wort, ich würde in keinen Kampf willigen, aber in einem ungerecht erschlichenen Gute sich noch heimlicher Verbrechen schuldig zu machen, das erträgt mein schlichter ehrlicher Sinn nicht.

Ihr seyd ein Biedermann sonder Gleichen, Herr Hugo, sagte die alte Frau von Steinthal, und dafür wird es euch Gott bis an euer Ende wohl gehen lassen. Ach, ihr glaubt es nicht, wie viel Thränen ich schon um das verlorne Kind geweint habe, doch jetzt haben sie die Hoffnung, es bald wieder zu sehen, angefangen zu troeknen, aber wie viel Freudenthränen werde ich weinen, wenn ich sie wieder habe, durch euch, ihr braven Männer, wieder habe, sie wieder an mein Herz drücken und sagen kann: sie ist wieder gefunden, die verloren war. Mit Freuden, wenn ich dies noch erlebt habe, werde ich dann dem Tode ins

Auge ſehen und gern meinem Herrn, der mir vorangegangen iſt, nachfolgen.

Klagt nicht mehr, weint nicht mehr, theure Mutter, rief Kunz, ihr Sohn, und der Ritter von Stern, ihr werdet ſie wiederſehen und noch frohe, glückliche Tage mit ihr verleben. Der Herr iſt langmüthig, er ſieht das Treiben des Frevlers eine Zeitlang an, dann weiß er Mittel und Wege ihn zu züchtigen, er ſucht die Werkzeuge ſeiner Rache unter vielen Tauſenden heraus, zu den Seinigen hat er uns auserſehen.

Ja, ſo iſts, edle Frau, ſagte Hugo von Fließingen, hat er wirklich ſo gehandelt, wie wir glauben, ſo hat ſeine Stunde geſchlagen. Der Herr iſt gerecht, er hat gegen die, die ſeine Gebote nicht erfüllen, ſeinen Bogen geſpannt und tödtliches Geſchoß darauf gelegt, drum zaget nicht, der

Pfeil, der auf ihn gerichtet, wird ihn treffen und verwunden.

Wohl uns, daß wir unser Vertrauen auf den Herrn setzen, sagte Kunz von Steinthal, doch nun läßt uns auch in seinem Sinne handeln. Wie stehts, Herr Hugo, wann seyd ihr mit den Eurigen bereit, um das Werk zu beginnen?

Zu jeder Zeit, noch in dieser Stunde kehre ich gen Westerwald zurück, treffe die nöthigen Anstalten, und schon morgen um diese Stunde können wir unweit des Haselbruches auf der großen Ebene uns treffen; doch sagt mir, wollt ihr dem Grafen Fehde ankündigen lassen? ich halte das nicht für Rath, denn was noch nicht geschehen ist, könnte dann vielleicht aus Rache geschehen.

Darin habt ihr vollkommen recht, und auf jedem Fall würden wir unsern Zweck verfehlen, wenn wir ihn von dieser Seite

angriffen; aber wir haben noch ein kleines Häuflein, das jenseit der Burg Hohenbüchen tief im Walde versteckt lebt, und auf ein Zeichen von uns, einen Ueberfall durch den verborgenen Gang, in dem all seine Schlachtopfer schmachten, auf ihn unternimmt. Der Angriff kann nur in der Nacht geschehen. Sobald jenes Häuflein in dem alten verfallenen Flügel des Schlosses angelangt, und uns ein Zeichen gegeben, so wagen wir von aussen einen Angriff, erstürmen das Schloß, machen nieder, was sich nicht ergeben will, und bemächtigen uns dann der Person des Grafen, und besonders seines Burgpfaffen, der mit ihm unter einer Decke spielt.

Der Plan ist so übel nicht, antwortete Hugo von Fließingen, nur bezweifle ich sehr das Gelingen, denn die Burg Hohenbüchen läßt sich so leicht nicht erstürmen, als ihr glaubt. Hört meinen Rath.

Wenn wir uns morgen um Mittag auf der Ebene am Haſelbruch getroffen und das Weitere verabredet haben, dann glaube ich, wäre es gerathen, wenn ich dem Herrn Grafen gegen Abend mit einem Knappen einen Beſuch abſtattete; es wäre mir dann vielleicht möglich, euch die Thore zu öffnen.

Der Einfall iſt gut, rief der Ritter von Steinthal, und könnte uns manchen braven Krieger am Leben erhalten; aber, wird euch der Graf trauen?

Das iſt meine Sorge.

Nun wohlan, ſo überlaſſen wir uns ganz eurer Leitung, ihr ſeyd überdem ein erfahrner Mann, und werdet die Sache ſchon zu leiten wiſſen. Jetzt geht mit Gott, rüſtet euch zum Streite, und bereitet euch, man kann es doch nicht wiſſen, zum Tode vor. Der jungen Gräfin Urſula bringt meinen freundlichen Gruß, und der

Gräfin Westerwald meinen herzlichen Dank, in allem Uebrigen bliebe ich ihr dankbarer Schuldner; jetzt eilt, und laßt morgen nicht auf euch harren.

Dreizehntes Capitel.

Auf dem Söller, ſich an der milden Herbſtſonne labend ſaß Urſula, und ſpähete mit ſehnſüchtigen Blicken in die Ferne, ob der Ritter von Fließingen noch nicht heimkehrte, und ihr Kunde von dem Geliebten brächte, und als ſie ihm endlich in weiter Ferne auf dem hohen Goldfuchſe daher trabend erblickte, da ſchlug ſie freudig die Hände zuſammen, und lief in das Gemach ihrer Beſchützerin, um ſie davon zu benachrichtigen. Dieſe aber lag im frommen Gebet auf den Knieen, den Himmel anflehend,

den in der verflossenen Nacht gehabten Traum in Wirklichkeit übergehen zu lassen.

Der Herr wird uns erhören, sagte sie aufstehend, mein Gebet ist vor seinen Thron gedrungen. In dem Augenblick trat Hugo herein und vermeldete, was der Herrin zu wissen nöthig war. Ursula bestürmte ihn mit tausend Fragen, die er aber nur mit den aufgetragenen Worten beantwortete und sich dann ohne weitern Aufenthalt in den Burghof begab, um auf alle Fälle die nöthigen Verfügungen zu treffen. Noch flimmerten die Sterne am hohen Himmelsbogen, als er in möglichster Stille mit achtzig Mann gut bewaffneter, tapferer, muthiger Krieger die Burg verließ und den Zurückgebliebenen den strengen Befehl ertheilte: keinen Sterblichen, wer er auch seyn möchte, das Thor wieder zu öffnen, und dann fort zog.

Ein ſtarker Nebel hatte ſich an dieſem Herbſtmorgen über die Erde gelagert, der den Durchbruch der Sonnenſtrahlen bis gegen den Mittag verhinderte. In der Natur war es öde und ſtill, nur das fallende rothe und gelbe Laub von den Bäumen des Waldes, durch einen kalten Südoſtwind, und der Hufſchlag der muthigen Roſſe gab einiges Leben. Hugo von Fließingen, ſtets ein ernſter Mann, war heute ſtiller und finſterer als je, nur das höchſt nöthige Wort ſprach er, ſonſt ritt er ſchweigend dem Zuge voran. Gegen Mittag langte er auf der großen Ebene an, wo er verabredetermaßen die Ritter von Steinthal und von Stern mit ihren Mannen traf. Ungeduldig hatten die eben genannten ihn ſchon erwartet, ungeduldig die Stunden gezählt, wo ſie, Steinthal ſeine Urſula und Stern ſeine Kunigunde wieder finden und an ihre von Sehnſucht und Liebe ſchlagen-

den Herzen drücken würden. Er erschien, und mit einer Art von Triumph musterte Kunz von Steinthal die rüstigen Krieger, womit ihm der Sieg über einen falschen heimtückischen Feind gar nicht zweifelhaft schien. Es wurden nun unter den drei Anführern die gehörigen Verabredungen getroffen. Das ganze kleine Heer, etwa hundert und neunzig Mann stark, sollte in zwei Theile getheilt werden, wovon den einen Theil Kunz von Steinthal und den andern Erich von Stern anführen sollte. Bis zum Einbruch der Nacht wollten sie sich wenigstens eine Stunde Wegs von der Burg des Grafen entfernt halten, dabei auf alles genau Achtung geben, und jeden von des Grafen Leuten, der sich etwa möchte blicken lassen, aufgreifen und festhalten, damit er von ihrer Annäherung nicht zu früh Kunde erhalten möchte.

Wenn dem so ist wie ihr gesagt, und wenn jene Einsiedler die rechte Stunde nicht verfehlen, sagte Hugo von Fließingen, so geb ich euch mein Wort, morgen früh mit Anbruch des Tages ist das Schloß und der Graf in unserer Gewalt. Ich eile jetzt mit meinem Knappen voraus, ihr folgt mit dem Heere langsam nach, dann seyd ihr mit der Nacht an Ort und Stelle. Dort stellt ihr überall Wachen aus, und vernehmt ihr aus dem Innern der Burg dreimal den Ton dieses Horns, dann nahet euch mit schnellen Schritten derselben, und erwartet dort das Weitere.

Wie ihr befohlen, so solls pünktlich geschehen, antwortete Kunz von Steinthal, jetzt geht mit Gott, und laßt euch wohlbehalten morgen wiedersehen.

Die Nacht hatte bereits ihren dunkeln Flügel über die Erde gebreitet, als Hugo von Fließingen, auf einem starken Umwege

den er aus Vorsicht, um seinem Kommen den Anstrich von Wahrheit zu geben, mit seinem Knappen vor der Burg Hohenbüchen ankam. Thor und Pforte war streng verschlossen und verriegelt, und auf seine Anfrage um ein Nachtlager, erhielt er zur Antwort: der Herr Graf habe das ohne Unterschied einem jeden versagt, und möge er nur getrost seine Straße ziehen, man dürfe ihm das Thor nicht aufthun.

Das verdenke ich dem Herrn Grafen nicht, sagte Hugo im vertraulichen Tone, eine solche Vorsicht ist in diesen verrätherischen Zeiten sehr zu loben; indeß sagt nur dem Herrn Grafen: ich, Hugo von Fließingen, Burgvoigt der Gräfin von Westerwald, käme aus Welschland, hätte mich um einen ganzen Tag verirret und verspätet und wäre mit dem ermüdeten Gaule nicht im Stande die Heimath noch zu erreichen.

Wills sagen, wird euch aber nicht viel helfen, war die Antwort.

Ja sagts nur, ich kenne den Herrn Grafen besser, und weiß recht gut, daß er einem Ehren-Manne das Gastrecht nicht versagt.

Es dauerte über eine Viertelstunde bis endlich die Riegel knarreten und das Thor sich aufthat. Zwei Knechte mit einer Fakkel beschaueten den Ritter und seinen Knappen von allen Seiten, und als sie nach ihrem Dafürhalten nichts Verdächtiges an ihm fanden, nahm einer davon des Ritters Roß, und der andere führte ihn auf ein Gastzimmer.

Als Hugo sein Schwert und seinen Helm abgelegt hatte, trat er ans Fenster, um zu sehen wie es auf dem Burghofe aussehe. Die Mondsichel, die noch einen blassen Schein auf den großen Platz warf, ließ ihn genug die Geschäftigkeit des Gesin-

des auf demſelben wahrnehmen, und mit innern Verdruß ſagte er: es iſt doch himmelſchreiend, daß ein ſo ſchönes Beſitzthum in ſo ſchlechten Händen ſeyn muß. Nun wenn Gott gerecht iſt, wenn er ſich um das Treiben der Menſchen auf ſeinem Erdballe bekümmert, dann wird morgen ein anderer das Regiment führen, dann wird Graf Malli wieder hinwandern, woher er gekommen iſt. Ja, es wird, es muß gelingen, unmöglich kann Gott ſolchen Frevel länger dulden, und dann — da that ſich die Thür auf, und ein Knappe des Grafen trat mit Wein und etwas zum Imbiß ein. Dies, ſprach er, ſoll ich euch für den erſten Augenblick bringen, ſpäter wünſcht euch der Herr Graf an ſeiner Abendtafel zu ſehen, um mit euch ein Wort über ſein Vaterland zu reden.

Viel Ehre für mich, gab Hugo zur Antwort, aber ich bin von der langen

Reiſe dergeſtalt ermüdet, daß ich bald dem Schlafe in die Arme ſinken werde, drum bittet den Herrn Graf, mich für den Abend davon zu entbinden, morgen ſtände ich zu Befehl.

Wills ausrichten, gab der Knappe zur Antwort und ging ſeines Weges.

Dem mächt ich entgegen, ſagte Hugo als er allein war, mir bliebe ſo allein mehr Zeit und Gelegenheit, alles was hier vorgeht zu beobachten, und das iſt doch der Zweck meines Hierſeyns. Gelaſſen ſtellte er hierauf die brennende Kerze in den Hintergrund des Zimmers, und trat wieder, als er einen Becher Wein geleert, ans Fenſter. Nachdem er eine Stunde und länger der gewohnten Geſchäftigkeit auf dem Burghofe mit angeſehen, und daraus völlig wahrgenommen, daß bisher keine Verrätherei ſtatt gefunden, und der Graf von der ihm bevorſtehenden Gefahr nichts

ahne, wollte er eben zum Schenktiſche treten und ſich einen zweiten Becher füllen, als er einen Mann von zwei Knappen mit Fakkeln vorgeleuchtet quer über den Burghof auf ſein Quartier zuſchreiten ſah. Das iſt der Graf, dachte Hugo, ihn plagt die Neugierde, mich kennen zu lernen, jetzt nimm dich zuſammen, Hugo, damit du dem Charakter deiner Rolle getreu bleibſt. Schnell ſetzte er ſich an den Tiſch, legte den Kopf in die Hand und ſtellte ſich, als ſchliefe er. Nach wenig Augenblicken trat der Graf ein, und man konnte es ihm anſehen, wie er über die Häßlichkeit des Fremden erſchrack; doch faßte er ſich, und wünſchte dem Ritter, ſeinen Gaſt, der aufſtehend ſich die Augen rieb, einen guten Abend.

Ihr kommt aus Welſchland? fragte der Graf raſch.

„So ist es, Herr Graf.“

Und in welchen Angelegenheiten wart ihr dort? darf mans wissen, oder —

„Ihr kanntet den Ritter Conrad von der Wart und sein trauriges Ende.“

Ja wohl, er hatte einen unruhigen Kopf, der ihm auf dem Rumpfe juckte, darum hat mans für gut gehalten, ihm denselben zu nehmen.

„Nicht so sehr selbstständig als schwach; er ist zu dem, was man ihm Schuld gegeben, verleitet; doch was geht es uns an, er ist für sein Vergehen hart gestraft.“

Meint ihr? lebendig verbrannt hätte ein Kaisermörder werden müssen, und seine Buhlin, die mich betrog, für sie wäre eine ähnliche Strafe auch nicht zu hart gewesen.

„Mit Mühe verbarg Hugo über solche boshafte Aeußerungen seinen Unmuth, indem er sagte: in der heiligen Schrift

ſteht: richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet, wahrſcheinlich habt ihrs nicht ſo ernſtlich gemeint, Herr Graf.“

Allerdings! ſolche Verbrechen können nie hart genug geſtraft werden; ihr wart alſo in ſeinen Angelegenheiten in Welſchland.

„Er hatte in Florenz noch einen Schuldner, der ihm tauſend Goldgülden ſchuldig war, jetzt aber nach ſeinem Tode die Schuld bis zur Halbſchied abgeleugnet.“

Seyd ihr denn von der Ausſage des Ritters völlig überzeugt.

„Wie würde ich ſonſt die Reiſe darum gemacht haben.“

Freilich, es war ein Verſuch. Wie fandet ihr mein Vaterland? nicht wahr, es iſt ein Paradies gegen dieſes finſtere Land, und die Bewohner ſind Engel gegen dieſe Halbmenſchen?

„Darin habt ihr nicht unrecht," sagte Hugo etwas bitter, nur muß ich mich wundern, wies euch, Herr Graf, möglich ist, euer schönes Jugendleben, unter diesen Halbmenschen zu vertrauren; ständ es bei mir, morgen kehrt ich wieder dahin zurück."

Verhältnisse zwingen mich, noch eine Zeitlang hier zu verweilen, bin ich indeß von diesen entbunden, dann werde ich unbedingt dahin zurückkehren. Was ich fragen wollte: die nicht abgeleugneten fünfhundert Goldgülden habt ihr also richtig erhalten?

„Richtig erhalten."

Das freundliche Gesicht, das der Graf nach dieser Antwort machte, gab deutlich zu verstehen, daß ihm die Summe entweder als Dahrlehn oder gegen Abtretung einiger Grundstücke sehr willkommen seyn würde. Er wollte das Gespräch mit dem

Ritter fortsetzen, allein ein Knappe unterbrach ihn hierin. Seiner Ehrwürden, der Burgkappelan wünscht euch schleunig zu sprechen, sagte dieser und entfernte sich wieder.

Wird keine Eile haben, antwortete der Graf, und reichte dem Ritter den gefüllten Becher, indem er ihm ermunterte zu trinken.

„Kann den Wein in diesem Lande gar nicht erst wieder gewohnt werden, sagte Hugo, will mir gar nicht munden.“

Glaub es euch, stimmte der Graf ein, in diesem Lande taugt alles nichts. Sagt doch, was will eure Herrin mit dem Gelde machen? ich würde der Gräfin guten Zins dafür geben.

„Das kömmt auf die Anfrage an, antwortete Hugo, sie wird es, so viel ich weiß, noch zu keinem Zwecke bestimmt haben.“

Gut, so gedenkt meiner, wenn ihr heimkommt; soll euer Schaden nicht seyn. In dem Augenblick kam ein anderer Knappe und sagte: die Gegenwart des Herrn Grafen sei nothwendig.

Nun was giebts denn? fragte der Graf unwillig.

Ach, gnädigster Herr, antwortete der Knappe an allen Gliedern zitternd, in dem alten Schlosse drüben geht es wunderlich her. Der alte Rittersaal ist mit mehr denn tausend Kerzen taghell erleuchtet, und wunderbare Gestalten hat man durch die alten Fenster erblickt.

Wahrscheinlich spukts in deinem Gehirn, geh, schaue genau zu, und bringe mir dann Kunde.

Nein, nein nimmermehr! in die Fehde ziehe ich mit frohem Muthe, aber mit Geistern mag ich nichts zu schaffen haben.

Es giebt keine Geister, du Esel, geh und schau zu, ich befehl es dir.

Indem der Knappe hinaus gehen wollte trat ein dritter herein und rief fast athemlos: Herr! wir sind verloren, das ganze alte Schloß wimmelt von Geistern, der Rittersaal ist heller wie der Sonne Glanz erleuchtet, und eine Musik erschallt, wovon einem das Mark in den Gebeinen erstarrt.

Seyd ihr denn alle mit dem Teufel besessen! rief höchst unwillig der Graf, er machte aber keine Anstalt, den dringenden Aufforderungen Genüge zu leisten.

„Verzeiht, Herr Graf, sagte Hugo sich von seinem Sitze erhebend, die Sache scheint mir doch bedenklich, wollt ihr nicht einmal nachsehen, und mir erlauben, daß ich euch auf einem so sonderbaren Wege begleite?“

Nun es mag seyn, wenn ihr wollt, ich bin bereit; doch nehmt mirs nicht übel wenn ich die Sache lächerlich finde.

Wir lachen dann zusammen, antwortete Hugo, indem er seinen Helm aufsetzte und sich seines Schwertes bediente.

Als sie in den Burghof traten, war alles in ängstlicher Bewegung. Die zaghaften Welschländer lagen hier und dort auf den Knieen und beteten ein andächtiges Ave Maria, und die alten deutschen Krieger, noch aus dem Nachlasse der edlen Hohenbüchen und Unna, hörten mit offenem Munde das Wunder verkünden, daß ihnen schon seit undenklichen Zeiten bekannt war; nur Hugos Knappe, der sich das furchtbare Ereigniß zu erklären wußte, spielte seine eigne Rolle. Indem er selber den Verzagten darstellte, zermalmte er durch seine Erzählungen ähnlicher Beispiele, jeden Funken von aufkeimendem Muthe.

Der jüngste Tag ist im Anmarsch, rief mit zweifelhafter Stimme Zachäus der Burgpfaff dem Grafen zu, die Todten erstehen aus ihren Gräbern, um die Lebendigen zu vertreiben.

Wie, auch ihr, Zachäus, auch ihr gebt dem Gaukelspiel Raum? kommt, folgt mir und dem Ritter, und ihr werdet erleben, daß das Ganze nichts als blinder Lärm ist.

Herr Graf! rief der Pfaff mit gedämpfter Stimme, ihn beim Arm an die Seite ziehend, Herr Graf! bei dem ewigen Gott! dies ist kein Gaukelspiel, rettet euer Leben, ich stehe für nichts.

Bist du von Sinnen? fragte der Graf mit gebietender Stimme, willst du mich in Wahrheit glaubend machen die Todten könnten auferstehen; komm, folge mir, ich befehle es dir.

Mit diesen Worten ging er dem zunächst stehenden Knechte das Schwert von der Seite reißend, dem verfallenen Flügel des Schlosses zu. Hugo und Zachäus folgten. Bei allem Muthe, den er gern zeigen wollte, konnte er dennoch ein geheimes Grauen, daß ihm beim Anblick des hell erleuchteten Rittersaals überfiel, nicht verbergen. Mit zitternden Knieen trat er der Thür, welche zu dem unterirdischen Gange führte, zu welchem Zachäus den Eintritt bisher aber immer verhindert hatte, näher und verlangte den Schlüssel.

Hier ist er, antwortete Zachäus, doch ich wage ferner nicht, die geheime Werkstätte der schändlichsten Verbrechen zu betreten.

Thue auf, Schurke! rief wüthend der Graf, oder zittere vor meiner Rache.

Vor eurer Rache, fragte hämisch lachend Zachäus; noch seyd ihr in meiner Ge-

walt, und der Herr hat mir in diesen unbekannten Ritter einen Zeugen zugeführt, der eure Schande der Welt kund thun wird.

Schweig, Bube! Schweig, heimtückischer Verräther, der mich in diese furchtbaren Geheimnisse eingeweihet hat, und — indem er ihm beim Arm nahm und in die geöffnete Thür hinein stieß — und zeige mir den Weg zu deinen Schlachtopfern. — Die Treppe, die bisher in den unterirdischen Gang geführt hatte, war abgebrochen, und mit einem herzergreifenden Jammergeschrei stürzte der Pfaffe in die Tiefe hinab.

Herr Graf, sagte Hugo einen Schritt zurücktretend, was muß ich von euch, von eurem Schlosse, und den Reden des Unglücklichen denken, gebt mir Erklärung darüber.

Erklärung? euch? das fehlte noch. Geht auf euer Zimmer und harret des kommenden Tags, da soll sie euch werden.

Auf der Stelle verlang ich sie, oder — er griff nach seinem Schwerte. Wo ist Kunigunde von Steinthal, wo ist Eleonore von Unna, wo ist der Graf von Hohenbüchen? gesteht es nur, denn nicht bloßer Zufall führte mich in dieser Nacht, die eure letzte in diesem Lande ist, hieher. Wohl unterrichtet bin ich von eurem schändlichen Lebenswandel, und ihn zu richten bin ich hier.

Ihr? ein Troßbube, ihr wollt mich, einen Grafen von Malli richten, hier in meiner Burg richten? ha ha ha! zieh, Bube, oder ich durchbohre dich, ehe du Zeit gewinnst deine Seele dem Herrn zu befehlen.

Meiner Privatrache seyd ihr zu theuer und eurer Beleidigungen achte ich nicht,

denn — in dem Augenblick entwand er ihm schlau das Schwert, und schleuderte es weit von sich — ihr seyd ein Schurke.

In dem Augenblick that sich die große Thür auf, die Lichter im Rittersaal verlöschten und der Ritter von Hohenurach mit seinen Raubgesellen und den Abt traten bewaffnet heraus. Kaum errieth der Graf diesen Betrug, als er schleunig die Flucht in dem Vorderhof seiner Burg ergriff, und daselbst seine Leute aufmunterte, mit ihm zur Vertheidigung der Burg, nicht gegen Geister, sondern gegen Räuber zu fechten. Dieser Zuruf machte die Verzagten muthig, sie folgten ihrem Herrn, und unstreitig wäre dennoch alles verloren gewesen, wenn Hugos Knappe nicht mit Hülfe einiger zaghaften Knechte des Grafen das Burgthor aufgethan hätte. Während der Graf sich mit den Seinigen zum Streite rüstete, gewann Hugo Zeit, sich den ver-

meintlichen Geistern der Unterwelt zu erkennen zu geben, und von ihnen zu erfahren, daß die drei Opfer gerettet, und sich in einem dunkeln Gemache der alten Burg befänden. Kaum war indeß diese Unterredung geschlossen, als der Graf auch schon wie ein angeschossener Eber schnaubend mit seinen Kriegsknechten ankam.

Es war jetzt schon gegen Mitternacht, der Mond längst hinter dem nächsten Wald verschwunden, und dicke Finsterniß über der Erde. Es entstand ein gräßliches Gemetzel, jeder Schwertstreich, jeder Lanzenstoß streckte einen Mann zu Boden, kostete ein Menschenleben, und der Ritter von Hohenurach, der auf diesen Kampf seine letzte, seine einzige Hoffnung gesetzt hatte, war der Erste, der eine Beute des Todes wurde. Der Abt, so ritterlich er auch gefochten hatte, blutete dennoch aus sieben Wunden, an denen er bald seine Seele

aushauchte, und allen Uebrigen erging es nicht besser. Schon war der Sieg über diese errungen, schon wollte der Graf mit einigen seiner vorzüglichsten Leute in das Innerste des alten Schlosses dringen, um die darin obwaltenden Geheimnisse zu erforschen, und die, die er ganz zuverlässig darin erwarten durfte, und denen er diesem Ueberfall zu verdanken hatte, auf ewig aus dem Wege räumen, um sie für die Zukunft unschädlich zu machen; als Kunz von Steinthal und Erich von Stern mit einem furchtbaren Siegesgeschrei naheten.

Auch sie hatten einen schweren Kampf zu kämpfen gehabt, denn obgleich ihnen durch List das Thor war geöffnet worden, so war doch die eigentliche Besatzung der Burg nicht so leicht zu besiegen gewesen; allein Erichs unbegränzter Tapferkeit war auch das Schwerste nicht zu schwer gewesen, er hatte mit Löwenmuth die Bravsten

nieder gemähet, so daß ihr Weg zuletzt nur über Leichen zum Ziele führte. Aber wie erschrack der Graf, als sein Ohr den wilden Siegesruf so vieler Stimmen vernahm, sein Muth war plötzlich dahin, und noch mehr, als ihm Hugo von Fließingen, der zwar auch nicht ohne Wunden geblieben war, hohnlachend zurief: jetzt, Herr Graf, jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich den Troßbuben an euch auswetzen werde, jetzt nehmt euch zusammen, oder schließt eure Rechnung mit dem Himmel ab.

Ein fürchterliches Conzert begann in der undurchdringlichen Finsterniß. Wildes Jubelgeschrei der Sieger und herzdurchschneidendes Geheul der Besiegten erfüllte die Lüfte, denn gegen Kunz und Erich war an keinen Widerstand zu denken, und ehe eine Stunde verging, war auch der ganze zweite Hof mit Leichen bedeckt, und nur was sich etwa versteckt hatte, oder um

Gnade bat, war mit dem Leben davon gekommen.

Jetzt war nichts nothwendiger als einige brennende Fakkeln, um den Grafen entweder unter den Todten oder unter den Lebendigen hervor zu ſuchen, und dieſe wurden bald durch die begnadigten Krieger herbeigeſchafft. Mit einer unbeſchreiblichen Schlachtbegier war Erich von Stern bemühet, den Entführer ſeiner Kunigunde, den Grafen zu ſuchen, der aber nirgends zu finden, ſondern wie aus der Welt verſchwunden war.

Vierzehntes Capitel.

Schon dämmerte der herbstliche Morgen, schon erblickte man überall den Gräuel der Verwüstung, hörte überall das Gewimmer der schwer Verwundeten, und das Gerächel der Sterbenden, als man endlich das Gemach im alten Schlosse fand, in welchem unter peinlicher Todesangst, wer Sieger seyn würde, die drei seit längerer Zeit Eingekerkerten fand. Groß war die Freude des Ritter von Stern, als er die schon verloren gegebene Geliebte, und Kunz die längst als todt beweinte Schwester erblickte,

deren Wangen die Kerkerluft und der Kummer zwar gebleicht hatten, die dennoch aber an Leib und Seele gesund waren. Minder groß war die Freude des edlen Greises, des siebenzigjährigen Grafen von Hohenbüchen, und seiner Nichte der Frau von Unna.

Mich, sagte der Greis, hat der Himmel vielleicht nur darum erhalten, um mir noch neue Leiden, neue Widerwärtigkeiten empfinden zu lassen. Hättet ihr mich in meinem einsamen Kämmerlein gelassen, so hätte ich den müden Lebenslauf bald vollendet, doch jetzt, wer weiß was mir nun noch bevorsteht.

Nichts, edler Herr, als Freude steht euch bevor, sagte Hugo von Fließingen indem er sich auf ein Knie niederließ und die welke Hand des Greises an seine Lippen drückte. Erlaubt mir, daß ich euch zu meiner Gebieterin, der Frau Gräfin von

Westerwald führe, sie harret eurer, und wird keine größere Freude auf der Welt mehr haben, als euch die Tage, die der Herr euch ferner verleihet, zu versüßen.

Zur Gräfin von Westerwald? fragte der Greis und eine Thräne freudiger Erinnerung träufelte in den silberweißen Bart, sie lebt noch?

Und freuet sich eurer Wiederkehr aus der langen Grabesnacht.

Meine Bertha, meine unvergeßliche Leidensgefährtin, sagte Eleonore, so werde ich sie also noch einmal wiedersehen?

Um euch nie wieder von ihr zu trennen, antwortete Hugo.

Sind wir denn hier schon frei? ihr sprecht so zuverlässig, fragte der Greis, ich zweifle noch daran, denn ihr kennt den Grafen nicht, das ist ein böser Mensch, dem ist kein Mittel zu schlecht, um seinen Zweck zu erreichen.

Der Graf selber ist zwar noch nicht in unserer Gewalt, aber die ganze Besazzung der Burg ist besiegt, und also an keinen Wiederstand, oder Aufenthalt unseres Willens mehr zu denken.

Edle Herren! rief ein Knappe eilig herbei rennend, ein Theil der vordern neuen Burg steht in lichten Flammen. Wie es scheint hat der Graf, der nirgends zu finden ist, das Feuer selber angelegt.

Ha, das ist abscheulich! rief Kunz von Steinthal. Da der Elende sieht, daß er die Burg länger nicht mehr selber behaupten kann; so will er sie auch dem rechtmäßigen Eigenthümer nicht gönnen.

Wohl uns allen, wohl der späten Nachwelt, sagte der Greis gelassen, wenn sie von dieser Stunde an in einen Aschenhaufen verwandelt, und nie wieder aufgebauet wird. Schreckliche Dinge sind in einem Zeitraume von zwölf Jahren darin vorge-

gangen, die noch nach Jahrhunderten dem Wanderer, wenn er an ihren Ruinen vorbei geht, mit Schauder und Entsetzen erfüllen müssen; doch wo ist denn Zachäus, der Burgpfaff? er wird das Himmelreich auch nicht ererben, doch wär er noch besser als seine Herren; denn nach des Letztern Willen wären wir längst im Reiche der Todten.

Hilf Himmel! rief Hugo, den hätt ich bald vergessen. Ihn stieß der Graf vor meinen Augen in den unterirdischen Gang.

Ha! sagte Eleonore, das ist der Lohn eines schlechten Dieners. Schon Unna, mein Gemahl, hätte ihm diesen geben sollen, so wäre vieles Unglück verhütet worden. Doch seht nach, diese Thür führt auch in den Gang, vielleicht ist er noch am Leben, und wir erfahren noch manches von ihm.

Sogleich stiegen einige Diener mit Fakkeln hinab und fanden auch, ohne langes Suchen, bald den Burgpfaffen, wie er an allen Gliedern zerschmettert, jedoch noch lebend da lag. Bei dem Anblick des Lichts kehrten seine Lebensgeister noch einmal zurück, um ihm das einzige Rettungsmittel seiner Qualen, den Tod noch auf einige Zeit vorzubehalten. Er wurde aufgerichtet, und unter gräßlichen Schmerzen in die obern Regionen des alten Schlosses gebracht. Eleonore schauderte bei seinem Anblick zurück, denn kaum noch zu erkennen war das sonst so schlaue Angesicht, so hatten Blut und Wunden es verunstaltet. Der Sprache war er nicht mehr mächtig.

So sehr der Ritter von Stern auch über das Wiedersehen seiner Kunigunde erfreuet war, so stieg doch der gräßliche Gedanke in seiner Seele auf, daß sie vielleicht

der Gewalt ihres Peinigers in einer verhängnißvollen Stunde nachgegeben, und — welch ein marterndes Gefühl, für die reine aufrichtige Liebe. Mit einigen ſchlauen Fragen nahete er dem Sterbenden; doch mit Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte betheuerte dieſer: daß er bis dieſe Nacht den Grafen abgehalten habe, den unterirdiſchen Gang zu betreten. Entzückt über dieſe Antwort, warf er ſich dem Fräulein aufs neue zu Füßen, und ſchwur, ewig der Ihrige zu ſeyn.

Auf mehrere Fragen an den Pfaffen: ob noch mehrere Perſonen in dem unterirdiſchen Gange ſchmachteten, gab er zur Antwort: daß ſie nach und nach verſtorben wären.

Aufs neue ſtürzten Knappen herein, und berichteten, daß die Burg jetzt noch an mehreren Orten in Flammen ſtehe, und hier kein Säumen mehr ſey.

Nun wohlan, sagte der Greis, so führt mich hinaus ins Freie, damit ich noch einmal die Burg meiner Väter sehe, um sie dann auf ewig zu vergessen.

So viel in den Kräften der Ritter stand, wurden die drei gefangen gewesenen mit Kleidungsstücken versorgt, um sie der ungewohnten frischen Herbstmorgenluft nicht auszusetzen, allein, sowohl der Greis als auch Kunigunde fühlten sich schon durch den Gedanken an eine dauernde Freiheit so gestärkt, daß sie eine solche Vorsicht für überflüssig hielten. Eben als der Zug durch den schmalen Gang, der den Flügel der alten Burg von der neuen trennte, kam, stürzte der Graf Malli aus dem fünften Stock, der überall in Flammen stand, zur Erde nieder. Die Todesangst, in der er sich befunden, mochte ihm kein anderes Mittel übrig gelassen haben. Man eilte sogleich in seine Nähe, allein er hatte das

Halsgenick gebrochen, und gab kein Zeichen des Lebens mehr von sich.

So straft Gott das Laster, sagte der Greis und wandte sich von der Schreckensgestalt hinweg. Was noch am Leben ist, sagte er dann zu den Rittern, es sey Freund oder Feind, das schafft hinaus ins Freie; diesem Element aber setzt keine Schranken, die Burg Hohenbüchen mit ihrem unheilbringenden unterirdischen Gange werde fortan ein Schutthaufen, damit fernere Besitzer nicht zu ähnlichen Thaten veranlaßt werden.

Als alle Verwundete, und sogar ein großer Theil der Todten auf einen freien Platz vor der Burg geschafft war, erhielten die Knechte die Erlaubniß, für sich von den beweglichen Gegenständen zu retten, was zu retten sey. Mit einer Habgier ohne Gleichen fuhren die armen Teufel, denen so etwas noch nie geboten ward, in

die noch nicht vom Feuer gänzlich zerstörten Gemächer, und nahmen was los wollte; doch wie erschraken sie, als sie gewaltsam ein prachtvolles Gemach öffneten, und darin vier junge schöne Mädchen, welche sich verzweiflungsvoll das Haar zerrauften, erblickten. Gebt uns den Tod! riefen sie einstimmig als die rauhen Krieger hineinstürzten, denn weiter wartet unserer doch nichts. Die Knechte führten sie aber dennoch trotz allem Sträuben hinab, wo die Sieger versammelt waren. Alle erschraken über diesen Anblick heftig; doch wurden die Dirnen großmüthiger behandelt, als sie es vermuthet hatten.

Sie sollen aus meinem Nachlasse ein Zehrgeld empfangen, sagte der Greis, und in ihr Vaterland zurückkehren.

Gegen Mittag durchbrach die Sonne den Nebelschleier, der heute wieder die Erde überzogen hatte, und mild erwärmten

ihre Strahlen die aus dunkler Kerkernacht Erstandenen; doch nun setzten sich die Ritter in Bewegung, und zogen mit Hülfe der herbeigeeilten Landleute, die sich freuten den neuen Herrn verloren zu haben und den alten wieder zu sehen, der Westerburg zu. Die Gräfin schon seit mehrern Stunden von allem unterrichtet, kam dem Zuge in Begleitung der jungen Gräfin Ursula entgegen. Die Freude eines solchen Wiedersehens beschreiben zu wollen wäre vergebliche Mühe, nur wer so gelebt, so geliebt, und so gelitten hat, als diese edlen Menschen, kann ihre Freude, ihren Schmerz fühlen. Mit dankbarer Rührung sank die Gräfin Westerwald an des edlen Greises Brust und weinte Thränen der aufrichtigsten, reinsten Freude. Es war dem Greise fortan nicht möglich, sich wieder von seiner liebsten Freundin zu trennen, er theilte seine Güter in zwei Theile. Einen er-

hielt seine Nichte Eleonore von Unna, welchen sie sogleich dem Kloster Marienthal vermachte, wohin sie sich auch nach einiger Zeit, alle Einreden nicht achtend, begab, und daselbst in frommer Einsamkeit ihr Leben beschloß, den andern Theil erhielt die Gräfin Westerwald, oder vielmehr ihr einziger Sohn Otto. Adelbert von Hohenbüchen lebte noch fünf Jahre und starb dann froh und lebenssatt in den Armen seiner theuren Bertha.

Kunz von Steinthal führte die überglückliche Ursula in seine Burg in die Arme seiner Mutter, und von ihrem Segen begleitet, wurde sie bald seine Gattin. Ueber alles groß war aber die Freude über die Wiederkehr der geliebten Tochter und Schwester Kunigunde. Die alten Mutter-Augen, die schon längst keine Schmerzensthränen mehr gehabt, weinten jetzt Freudenthränen in Hülle und Fülle, und er-

leichterten das bange sorgenschwere Herz, und gern reichte sie nun dem jungen Ritter von Stern der Tochter Hand.

Des langen Winters trübe Tage eilten in fröhlicher Unterhaltung schnell dahin, als aber der Frühling nahete, da wurden die vier liebenden Herzen durch der Kirche Segen auf ewig mit einander verbunden.

Die Burg Hohenbüchen brannte bis auf den Grund nieder, den unterirdischen Gang ließ der Graf später verschütten, und nur ein schwaches Denkmal ist von ihrem Dasein noch vorhanden, die übrigen Besitzungen aber haben den Erben reichen Segen gebracht.

Ende.

In der Ch. E. Kollmannschen Buchhandlung zu Leipzig und von demselben Verfasser sind erschienen:

Bligger von Steinach der Geächtete. Eine Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. 2 Thle. Mit Steindruck.

Hermine. Eine Erzählung. Mit Herminens Bildniß.

Rarritäten-Kabinet. Eine Sammlung der neuesten und interessantesten Anecdoten, zur Unterhaltung und Aufheiterung für alle Stände.

Aranzo, der edle Räuberhauptmann. Ein Schrecken in Spaniens Thälern und Gebürgen. Mit Kpfr. 2 Thle.

Gonzalvo, Räuber und Zeitgenosse Aranzos. Mit Kpfr. 3 Thle.

Hakkam. Hiſtoriſches Schauder-gemälde aus den Zeiten der Mauren in Spanien. In 2 Büchern.

Heinrich von Heimburg und Mechtilde von Treſeburg. Rittergeſchichte aus der erſten Halbſcheid des 12. Jahrhunderts. Mit Kpfr.

Der Cardinal. Spaniſche Inquiſitionsgeſchichte. 2 Thle. Mit Kpfr.

Felix der Verfolgte. Eine Räubergeſchichte. 2 Thle. Mit Kpfr.

Gerillo, der edle Räuberhauptmann. 2 Thle. Mit Kpfr.

Guavanni, furchtbares Oberhaupt der Banditen zu Neapel. 2 Thle. Mit Kpfr.

Iſidore, Gräfin von Sigowin.

Die Familie von Kronstein.
2 Thle. Mit Kpfr.

Heinrich Walters seltsame Schicksale zu Wasser und zu Lande. 2 Thle. Mit Kpfr.

Leben, Unthaten und Ende des berüchtigten Räubers Nickel List. Nach Crim.-Akten bearb. 2 Thle. Mit Kpfr.

Quorato Orsini, der große Räuberhauptmann. 2 Thle. Mit Kpfr.

Otto von Wölfenstein.

Kleine Romane und Erzählungen. 2 Thle. 1r Thl. enth. Hakkam; 2r Thl. Liebe u. Treue, Irmas Schicksale, Louise.

Therese von Bornthal. Eine wahre Geschichte. Mit Kpfr.

Der ſteinerne Sarg im Ulmenthale oder der wandelnde Geiſt Erichs von Dreieichen. Ritter- und Geiſtergeſchichte des 13. Jahrh. 2 Thlr. Mit Kupfer.

Die Todesklippe, oder Geribald von Hohenwart. Ritter- und Geiſtergeſchichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. 2 Thlr. Mit Kpfr.

Princeton University Library
32101 068354610